



Im Morgengrauen des 6. Juni versuchen die alliierten Infanteristen der ›ersten Welle‹ an Land zu kommen. Die heftigsten Gefechte entwickeln sich in den folgenden Stunden am ›Omaha Beach‹ …, obwohl manche Küstenbatterien (z.B. die HKB Pointe du Hoc) keinen Schuß abgeben.

Uhr hatte der Gefechtsbericht des 5. US-Korps davon gesprochen, daß die alliierten Sturmeinheiten in Auflösung waren, und um die Mittagszeit strebte die Tragödie einem neuen Höhepunkt zu. Es kam sogar so weit, daß sich die Landungsboote der folgenden Wellen sinnlos kreisend vor der Küste auf und ab bewegten und sich nicht an Land wagten. Das Rennen für die Alliierten schien praktisch schon verloren.

An den wenigen Stellen, wo die Amerikaner Fuß fassen konnten, hatte das Grenadierregiment 916 einen Gegenstoß unternommen, und

alles, was noch fehlte, war ein letzter Gegenangriff, um die Amerikaner endgültig wieder vom Strand zu vertreiben oder ihre Reste gefangenzunehmen. Die Deutschen hatten dazu bereits Reservekräfte bereitgestellt.

Auf einmal nahm ein Befehl des Stabes des 84. deutschen Korps diese Reservekräfte, die diesen letzten Stoß führen sollten, aus der Front, um sie an andere Küstenabschnitte zu werfen. Ais Begründung für diesen verhängnisvollen Fehlentschluß der deutschen Seite wird heute angeführt, daß der Stab des 84. Korps eine vorschnelle Meldung bekommen habe, der Gegner sei ›geworfen‹. Die wahren Hintergründe dieser Maßnahme sind nie zufriedenstellend geklärt worden.

Gleichzeitig mußten die deutschen Truppen am Strand feststellen, daß das eigene Abwehrfeuer der Küstenartillerie immer mehr nachließ, das bis dahin die Landung der Amerikaner so schwer in Mitleidenschaft gezogen hatte. Tatsächlich wurde den Deutschen nun die Munition knapp, und als die nächste alliierte Landungsbootwelle sich schließlich doch noch an den Strand wagte, konnte die deutsche Küstenartillerie nur mit Einzelfeuer darauf antworten. Als die Alliierten dies feststellten, wagten sich auch die anderen Landungsboote wieder an den Strand, um ihre Fracht loszuwerden. Die Krise hatte ihren Höhepunkt überschritten.

Tatsächlich hatte man zehn Tage vor der Invasion über die Hälfte des Munitionsbestandes aller Küstenbatterien auf höheren Befehl hin abgeholt und in weit entfernte Lager bei St. Lô gebracht. Wie es hieß, in sichere Munitionsarsenale! Als dann die Landung kam, wurden mit »organisatorischer Präzision« oft die falschen Kaliber ausgeliefert. Andere Kriegsteilnehmer berichteten vor allem bei den 8,8-cm-Geschützen über sogenannte »schwarze Hülsen« bei den Nachlieferungen, das heißt Munition, die Geschütze schon nach dem ersten Schuß unbrauchbar machte.[2]

Es ging aber nicht nur um die den vorderen Stellungen weggenommene Artilleriemunition. Tatsächlich wurde gleich nach dem Beginn der Landung dem 1352. Artillerieregiment der 352. Infanteriedivision von der Nachschubgruppe der Division mitgeteilt, daß vor dem 9. Juni keine Munitionsersatzlieferung zu erwarten sei. Schon vorher hatte das Regiment nur einen Basissatz Munition angeliefert bekommen. Normal wären 4 bis 6 gewesen. So mußte das für die Nacht vom 6. auf den 7. Juni geplante schwere Trommelfeuer der Divisionsartillerie ausfallen.[3] Immer wieder zeigte sich, daß neben entscheidenden Interventionen der hohen Stabsoffiziersebene gerade auf der deutschen

[1] Paul CARELL, *Sie kommen! Invasion 1944,* Ullstein, Berlin [17]1997, S, 115 ff.

[2] Volker GREMLER in einer Info an den Autor vom 24. Mai 2006

[3] David C. ISBY, *The German Army at D-Day,* Greenhill 2004, S. 198, 200 u. 202 f.

Nachschubsseite systemische Fehlleistungen vorkamen, die nur mit gezielter Sabotage erklärt werden können.

Heutige Geschichtswerke sind sich darin einig, daß ein entscheidender Fehler der deutschen Invasionsabwehr im Juni 1944 der »mangelnde massive Einsatz der eigenen Artillerie« war. Dies betraf neben der 352. Infanteriedivision auch alle anderen Einheiten am 6. Juni 1944. Die zahlreichen intakten Artilleriegeschütze mit Strandreichweite mußten bis zum nächsten Tag gesprengt werden, nachdem sie ihre letzten Granaten verbraucht hatten.

Oberstleutnant Fritz ZIEGELMANN von der 352. Infanteriedivision gab die Schuld dafür in der Nachkriegszeit »schlechter Planung« des deutschen Oberkommandos. Hätte er vielleicht von absichtlicher Planung sprechen sollen, die das Blut seiner Division gekostet hat?

Ende Juni waren von den 15 000 Mann, über die die 352. Infanteriedivison am 6. Juni verfügte, gerade noch 180 bei ihrer Truppe. Der Rest war tot, verwundet, gefangen oder vermißt.

Der Beweis, wie es hätte sein können

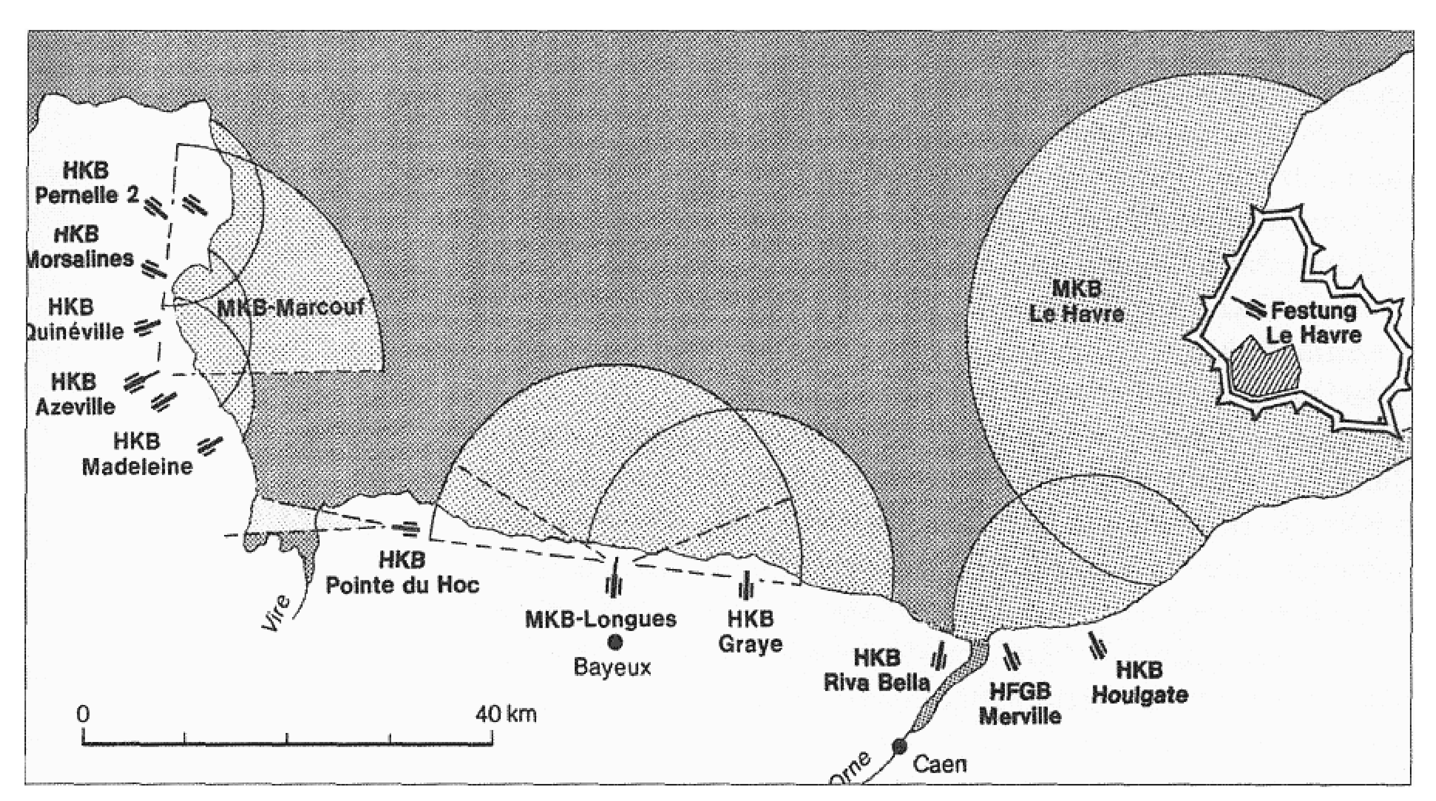
Es gibt tatsächlich Hinweise, was hätte passieren können, wenn nicht ein Großteil der deutschen Küstenbatterien durch Munitionsmangel, Truppenabzug, Nichtlieferung von Feuerleitgeräten usw. bei der Invasionsabwehr behindert worden wäre.[1]

Bei der alliierten Landung war die Heeresküstenbatterie ›Houlgate‹ noch im Bau. Sie lag 30 Kilometer östlich der Orne-Mündung, etwa 3 Kilometer landeinwärts auf einem Hochplateau oberhalb des Badeortes Houlgate. Sie war mit sechs französischen 15,5 cm-Kanonen, Modell 1916, ausgestattet, die eine Reichweite von 15 Kilometern hatten.

Die HKB ›Houlgate‹ war den Alliierten durch Fotoaufnahmen der Résistance wohl bekannt. Dennoch überstand diese Batterie die massierten alliierten Bombenangriffe und Beschießungen mit schwerer Schiffsartillerie und bedrohte bis Mitte August 1944 den britischen Abschnitt-Strand ›Sword‹ sowie die Orne-Mündung.

Das Störfeuer der HKB ›Houlgate‹ war so lästig, daß am 13. Juli General EISENHOWER notieren mußte: »… nachdem der Beschuß mehrere

[1] Bei vielen verbunkerten Küstenbatterien in der Normandie wurde nach der Invasion der Infanterieschutz abgezogen, so daß die Kanoniere ihre Selbstverteidigung mit übernehmen mußten und so nicht mehr auf die Seeziele schießen konnten. Die wichtigen Feuerleitgeräte waren wie im Fall der 24 cm-Batterie ›Marcouf‹ längst aus dem Reichsgebiet per Bahn abgeschickt, blieben aber ›unterwegs liegen‹.



Lage der Heeresküstenbatterien (HKB) und der Marineküstenbatterien (MKB) im Normandieabschnitt. Aus: Janusz PIEKALKIEWICZ, *Invasion. Frankreich 1944*, Südwest, München 1979.

Male Unterbrechungen der Ausladungen bedingt hatte, wurde am 13. Juli endgültig befohlen, in diesem Küstensektor die Löschungen ganz einzustellen.« Dies zeigt, wie wirksam eine einzige Küstenbatterie gegen die Landung sein konnte, selbst wenn sie mit veralteten Geschützen ausgerüstet war, die noch aus dem Ersten Weltkrieg stammten. Erst am 22. August 1944, nach der Schließung des Kessels von Falaise, eroberten holländische Truppen der Brigade ›Prinses Irene‹ die HKB ›Houlgate‹. Noch am Morgen hatte sie einige Schüsse abgefeuert. Den deutschen Kanonieren gelang es sogar, für ihre Zugmaschinen Treibstoff zu beschaffen und noch zwei intakte, auf Radlafetten stehende Kanonen mitzunehmen. Als alliierte Artillerieoffiziere am Abend das Gelände der Batterie inspizierten, konnten sie nicht begreifen, daß diese immer noch geschossen hatte. Rund 3650 Tonnen Bomben und über 1000 Geschosse der schweren Schießartillerie bis zum Kaliber von 40,6 cm waren auf das Batteriegelände niedergegangen.

Am Beispiel dieser mit veralteten Kanonen ausgerüsteten Batterie kann man erkennen, was die Küstenbatterien des Atlantikwalls unter günstigeren Bedingungen hätte leisten können. Auch wenn die Normandieküste im Vergleich zum Pas-de-Calais nur schwach mit Artillerie versehen war, können sich die Alliierten glücklich schätzen, daß die ihnen ›merkwürdigen deutschen Fehler‹ bei der Ausschaltung dieser Bedrohung halfen.

Atlantikwall ohne Flakschutz. Wo war die Flak am 6. Juni?

Der totalen alliierten Luftüberlegenheit stellten sich in den ersten drei Tagen nach der Landung nur relativ wenige deutsche Flakgeschütze in den Weg. Dabei handelte es sich hauptsächlich um fest eingebaute alte Beuteflak in den Bunkern des Atlantikwalls sowie um die vorwiegend leichte Flak, die den Heeres- und SS-Einheiten zum unmittelbaren Luftschutz zugeteilt war. Auch wenn diese teilweise erhebliche Abschußerfolge erzielten, konnten sie höchstens Nadelstiche bewirken. Die Mehrzahl der deutschen Truppen blieb den alliierten Jagdbombern völlig ausgeliefert. Dabei hätte es nicht so kommen müssen:

Nach den Erfahrungen in der späten Phase des Afrikafeldzuges sowie nach den Lehren aus dem Italienfeldzug war dem deutschen Oberkommando klar, was nach einer Landung von den alliierten Luftstreitkräften zu erwarten war. So wurde im Frühjahr 1944 in Frankreich das III. Flakkorps unter Generalleutnant Wolfgang PICKERT als operative Reserve der Luftflotte III für die Zusammenarbeit mit der Panzer Gruppe West aufgestellt. Es besaß vier motorisierte Flaksturmregimenter (1/4) und war personell und materiell mit seinen 27 8,8 cm-Flakbatterien (dabei drei mit den modernen 8,8 cm-Flak 41) und 26 leichten/mittleren Batterien gut ausgerüstet.[1] Durch seine Vollmotorisierung konnte es jederzeit an Schwerpunkten eingreifen. Eine beachtliche Streit- macht, die durch ihre starke Feuerkraft in der Lage war, Luftabwehr-, Artillerie- und Panzerkampf-Schwerpunkte zu bilden und das Rückgrat für Angriffe und Verteidigung der Invasionsabwehr darzustellen. Doch kaum als das III. Flakkorps aufgestellt war, gingen die gleichen merkwürdigen Streitereien los, die auch andere Einheiten im Vorgriff der Normandieinvasion erleben mußten. Als die Meldungen aus dem OKW die Bedeutung der Normandie als vermutlichen Landegebiets unterstrichen hatten, verlangte Feldmarschall ROMMEL die Unterstellung und Verlegung des über ganz Mittel- und Nordfrankreich verstreuten III. Flakkorps an die Calvados-Küste. Angeblich soll Reichsmarschall GÖRING ROMMELs Forderung abgelehnt haben. Ob dies stimmt oder ob GÖRINGs Name (oder Unterschrift?) nur vorgeschoben wurde, um das III. Flakkorps von der Normandie fernzuhalten, darüber läßt sich heute nicht mehr entscheiden.[2, 3]

Das III. Flakkorps hatte nach ROMMELs Eingreifen wenigstens die Aufgabe zugeteilt bekommen, im Falle einer Landung an der Normandieküste sofort mit allen Flakkräften in den Landekopf zu gehen. Dazu wurde das Flakkorps in den Verfügungsraum Paris verlegt.

[1] KOCH, *Flak, Die Geschichte der deutschen Flakartillerie,* Podzun-Pallas, Wölfersheim-Berstadt 1965, S. 133, 139 ff., 443, u. 663.

[2] Janusz PIEKALKIEWICZ, *Invasion. Frankreich* 1944, Südwest, München, S.106

3 Paul CARRELL, Sie kommen. Die Invasion 1944, Ullstein, Berlin [17]1997, S. 153-156.

Merkwürdigerweise wurde das III. Flakkorps wenige Tage vor der Invasion zu ›Verbandsübungen‹ beiderseits der Somme verlegt. Sein Gefechtsstand lag südlich von Amiens. Wer für dieses ›Wegverlegen‹ in weitere Entfernung vom Invasionsgebiet verantwortlich war, ist bis heute nicht bekannt.

Als die Invasion am 5./6. Juni 1944 begann, hatte es niemand für nötig gehalten, diese wichtige Schlüsseleinheit zu alarmieren. Selbst am Vormittag des 6. Juni 1944 hatte General PICKERT noch keinerlei Nachricht von den Landungen erhalten. Er ging auf Inspektionsfahrt. Erst als er nachmittags zurückkehrte, fand er die ersten Meldungen vor, aber auch hier mit der Einschränkung (von wem?), es sei noch nicht klar, ob es sich um die große Invasion handelte. Immer wieder die gleiche ›Verzögerungs-/Vernebelungstaktik‹. General PICKERT fuhr sofort nach Paris, um Klarheit zu gewinnen. Auf eigenen Antrieb hin brachte er schließlich am Nachmittag des 6. Juni seine Abteilungen auf den Marsch in den Raum von Caen. Die motorisierten Flakeinheiten begaben sich nun in Eilmärschen an die Invasionsküste, wobei Tag und Nacht marschiert wurde. Durch die Wegverlegungen hatten die Abteilungen bis zu 400 Kilometer Marschweg zurückzulegen und trafen daher meist erst am Abend des 8. Juni im Einsatzraum westlich von Caen ein.

Sie hatten dabei erhebliche Personal- und Materialausfälle durch die alliierten Luftwaffen erlitten. General PICKERT berichtete über die Vernichtung von 20 Flak, 110 Zugmaschinen und LKW sowie 100 Motorrädern und PKWs. Allerdings schoß das III. Flakkorps dabei 35 Flugzeuge ab.

Bis zu seiner Vernichtung im Kessel von Falaise im August 1944 war das III. Flakkorps eine der Hauptstützen des deutschen Westheeres. So konnte es allein 462 sichere Flugzeugabschüsse und über 100 Panzervernichtungen melden. Seine Flakgeschütze wurden nicht nur zur Flugabwehr und zur Panzerabwehr eingesetzt, sondern auch in die Feuerpläne der Heeresartillerie mit einbezogen. Die Heeresartillerie konnte im selben Zeitraum mit der gleichen Anzahl von Rohren nicht entfernt so viele Granaten ins Ziel bringen wie die Flakgeschütze.

Als das HL Flakkorps an der Front eintraf, war der Atlantikwall bereits durchbrochen, und die Brückenköpfe der Alliierten waren etabliert.

Was wäre geschehen, wenn die 2 cm-Vierlings-Flak, 3,8 cm-Flak und 10,5 cm-Flak des III. Flakkorps schon am 6. Juni 1944 an der Front gewesen wären? Ohne die Eigeninitiative von General PICKERT wäre die für die Abwehr der Invasion so wichtige Flak noch später eingetroffen.[1]

[1] Am Invasionstag waren nach amerikanischen Angaben 113 alliierte Flugzeuge abgeschossen worden, davon die Mehrzahl durch Flak. (Samuel W. MITCHAM Jr., *The Desert Fox in Normandy*, Cooper Square, 2001, S. 71.)

Es ist kaum glaubhaft, daß die Wegverlegung und unterlassene Alarmierung des III. Flakkorps lediglich auf eine mangelnde Koordination in der Nachrichtenübermittlung zwischen den hohen Stäben zurückzuführen sind. In Anbetracht einer großen Anzahl von ähnlich gelagerten Fällen muß vielmehr geschlossen werden, daß es sich bei diesem ›Verzögern und Vergessen‹ um eine von hohen deutschen Stellen lange voraus geplante Methode gehandelt hat.

In diesem Fall führte sie dazu, daß der Atlantikwall fast schutzlos den alliierten Bomben ausgeliefert war.

Abt. 4: Wo blieb der deutsche Gegenstoß gegen die Brückenköpfe?

Als SS-Standartenführer Kurt MEYER um Mitternacht des 6. Juni 1944 die Karte des Invasionsgebiets studiert hatte, rief er aus: »Kleine Fische – wir werden sie am Morgen zurück ins Meer werfen!«[1]

Da sich das deutsche Oberkommando nicht auf einen genauen Ort des Angriffs festlegen wollte, wurde der Atlantikwall nur von verhältnismäßig schwachen unmotorisierten Einheiten gehalten. Im Hinterland standen aber ausreichend Panzerverbände, die bei einer Landung an bedrohten Stellen eingreifen sollten, um die Invasoren wieder zu vertreiben.

[1] Michael REYNOLDS, *Ein Gegner wie Stahl,* Pour le Mérite, Selent 2004, S. 62.

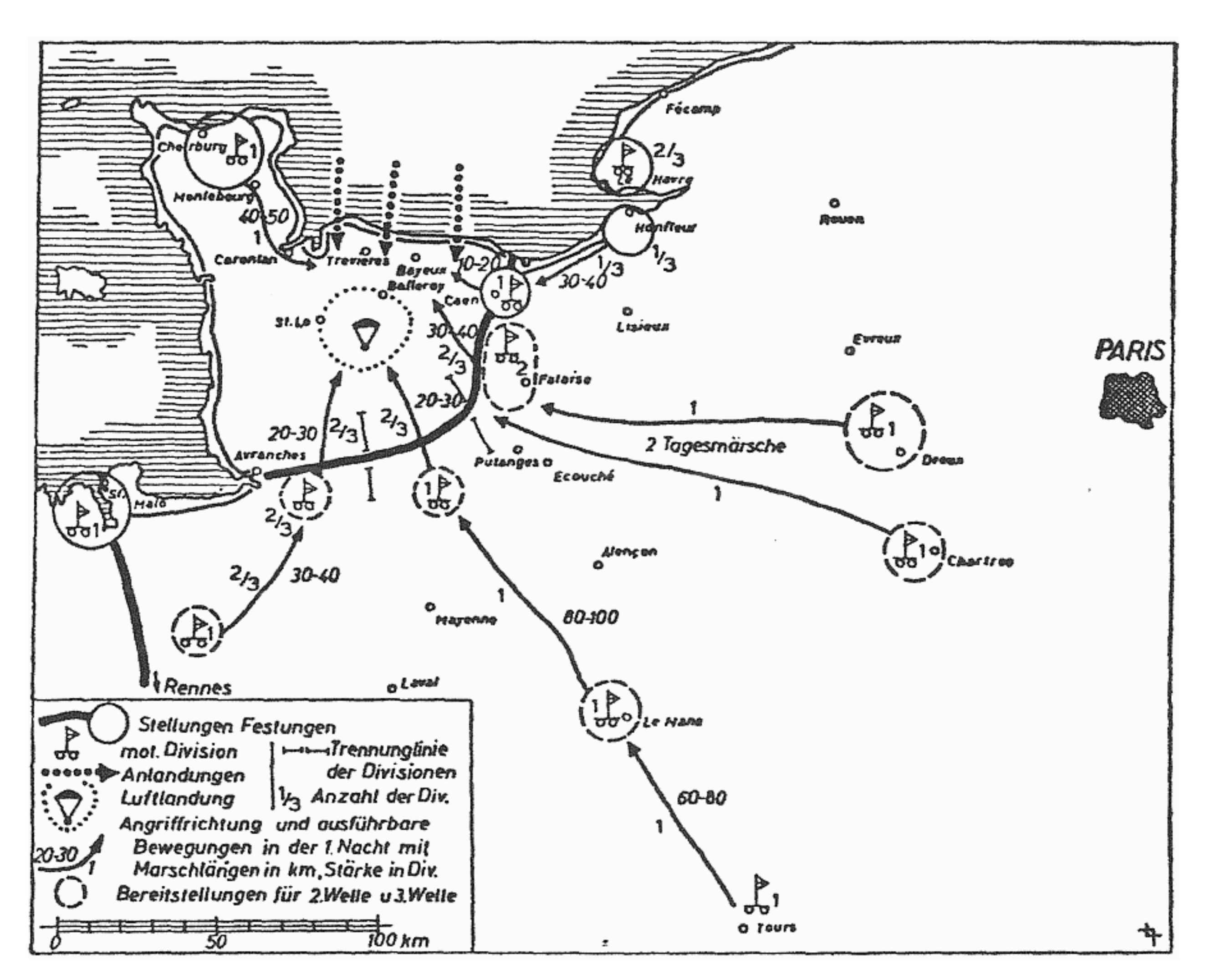
Deutsche Panzer: Bedrohung für die Invasionsstreitmacht

Drei deutsche Panzerdivisionen standen am Landungstag in kurzer Entfernung von den Stränden der Normandie entfernt. Am weitesten entfernt war die Panzer-Lehrdivision in Le Mans, aber auch sie hätte bei rechtzeitiger Alarmierung um Mitternacht noch im Laufe des ersten Invasionstags mit ihrer Hauptmacht die Landungsstrände erreichen, können.

Zwei weitere Panzerdivisionen standen noch näher im Raum Caen und südostwärts davon bei Dreux: die 21. Panzerdivision und die 12. SS-Panzerdivision. Beide hätten, wie gesagt, noch im Morgengrauen den anlandenden Feind, und zwar die Engländer und Kanadier in ihren Brückenköpfen ›Gold‹, ›Juno‹ und ›Sword‹, ins Meer zurückwerfen können.

Tatsächlich wurden alle drei Divisionen in der Invasionsnacht rechtzeitig alarmiert. Was aber nun folgte, ist geradezu unglaublich.

Bei der Aufstellung der Panzer-Lehrdivision war es schon im Vorfeld der Landung zu merkwürdigen Manipulationen gekommen: Die



Ideale Aufstellung für sofortige Abwehrmaßnahmen lag vor! Diese Skizze Generalfeldmarschall KESSELRINGS (*Gedanken zum Zweiten Weltkrieg,* Bublies, Schnellbach 2000, S. 148 ff.) beweist, daß genügend deutsche Truppen bereitstanden, um noch während der Nacht vom 5. zum 6. Juni 1944 in den Invasionsraum herangeführt zu werden. Dabei hätte man nicht einmal auf die 1 5. Armee als Sicherheits-Großreserve im Pas-de-Calais zurückgreifen müssen.

langsamsten Panzer mußten so plaziert werden, daß sie bei einem Vormarsch zur Küste am weitesten zurücklagen. Trotz der zahlreichen Proteste von General Fritz BAYERLEIN wurde ihm aber vom OKW kategorisch verboten, Teile seiner Division umzurangieren.[1] Es war, wie wenn unbekannte Kräfte dort nichts unterließen, um die Division, die bei einem rechtzeitigen Eintreffen an den Landungsstränden allein imstande gewesen wäre, die Invasoren ins Meer zurückzutreiben, möglichst lange vom Feind fernzuhalten. Um dies weiter zu erschweren, hatte man die einzige vollgepanzerte Großkampf-Division des Heeres gleich 150 Kilometer von der Küste entfernt aufgestellt.

[1] Auch General Walter WARLIMONT vom Wehrmachtsführungsstab beim OKW konnte sich gegen ›übergeordnete Offiziere beim OKW nicht durchsetzen, als er diese katastrophale Situation ändern wollte (Hrowe H. SAUNDERS, *Der verratene Sieg,* Druffel, Leoni 1984, S. 136).

Welche undurchsichtige Rolle spielte das Oberkommando der Wehrmacht bei der Verhinderung eines früheren Gegenschlages?

Heute gilt als gängiges Wissen, daß das OKW (Oberkommando der Wehrmacht) im Führerhauptquartier eine rechtzeitige Freigabe der Panzerreserven gegen die alliierten Invasionstruppen am 6. Juni 1944 verhindert hat. Viel zu lange sei man dort davon ausgegangen, daß es sich bei der Normandieinvasion um eine ›Scheinlandung‹ gehandelt hätte, der die Hauptlandung im Pas-de-Calais folgen würde. Man durfte deshalb die Reserven nicht gegen eine solche Nebensächlichkeit verplempern.

Es ging um die dem OKW unterstehende Panzer-Lehrdivision und die 12. SS Panzerdivision ›Hitlerjugend‹. Beide schlagkräftige Großverbände konnten ohne Genehmigung des OKW nicht eingesetzt werden.

Tatsächlich fand ihre offizielle Freigabe durch Adolf HITLER viel zu spät, erst am Nachmittag des 6. Juni gegen 15:30 Uhr, statt. Wie es aussieht, hatten auch an dieser entscheidenden Verzögerung hochstehende Verräter im OKW und bei der Heeresgruppe B in Frankreich einen entscheidenden Anteil.

Wenn alles mit richtigen Dingen zugegangen wäre, hätte eigentlich auch hier nichts schiefgehen dürfen.

Das Führerhauptquartier war selbstverständlich über die ersten Erkenntnisse über die sich in der Nacht zum 6. Juni 1944 abzeichnende alliierte Landung voll informiert, und bereits um 2:30 Uhr telefonierte OKW-General WARLIMONT, der Stellvertreter von Feldmarschall JODL, mit dem Gefechtsstand von General BAYERLEIN, dem Befehlshaber der Panzer-Lehrdivision, und teilte ihm mit: »Die Panzer-Lehrdivision ist zum Vormarsch in Richtung Caen in Alarmzustand zu versetzen. Weitere Befehle erhalten sie von Heeresgruppe B.«



Walter WARLIMONT (1894-1971) war zuletzt als General der Artillerie im Wehrmachtführungsstab Stellvertreter von Alfred JODL.

Der Kommandeur der 12. SS-Panzerdivision ›Hitlerjugend‹, Brigadeführer WITT, alarmierte selbst seine Verbände, nachdem die ersten Meldungen über feindliche Luftlandungen eingegangen waren. Ob er vorher auch aus dem Führerhauptquartier angerufen wurde, ist unbekannt. Punkt 4:00 Uhr am 6. Juni 1944 war seine 12. SS-Panzerdivision marschbereit.[1] Aber es geschah nichts! Was war geschehen?

Bereits um 5:00 Uhr am D-Day, also mehr als zwei Stunden, bevor die britischen Landungen begannen, befahl Feldmarschall VON RUNDSTEDT der 12. SS-Panzerdivision, hinter die 711. Infanteriedivision vorzurücken, und alarmierte auch die Panzer-Lehrdivision, sich für einen sofortigen Einsatz bereitzumachen. Um die militärische Form zu wah-

[1] Überhaupt nicht benachrichtigt wurden die 1. SS Panzerdivision ›Leibstandarte Adolf Hitler‹ und die 17. SS-Panzergrenadierdivision ›Götz von Berlichingen‹.

ren, schickte er eine formelle Anforderung zur Genehmigung an das OKW etwa zwanzig Minuten später.

Um 7:00 Uhr telefonierte General Walter WARLIMONT aus dem Führerhauptquartier in Rastenburg mit seinem Chef in seinem zeitweiligen Hauptquartier in der Nähe des Obersalzbergs in Berchtesgaden und informierte dort den Operationsoffizier des OKW über RUNDSTEDTS Anforderungen, Nun passierte etwas völlig Unerwartetes, was die Schlacht in der Normandie mit entscheiden sollte: Als JODLS Antwort eintraf, hieß es darin: »Entsprechend den Berichten, die ich erhalten habe, könnte es sich nur um eine Ablenkungsattacke handeln … Die Gruppe West verfügt über genügend Reserven … Ich denke nicht, daß es jetzt die Zeit ist, die OKW-Reserven freizugeben.«

General WARLIMONT war über Feldmarschall JODLS Weigerung, die Panzer freizugeben, schockiert. Er mußte aber diese übergeordneten Befehle an RUNDSTEDTs Stabschef, General Günther BLUMENTRITT, weitergeben. Bereits um 7:30 Uhr herrschten im Oberkommando des OB West »Schock und Ungläubigkeit«. Feldmarschall VON RUNDSTEDT tobte.[1, 2]

ROMMELS Stabschef, General Hans SPEIDEL, gibt in seinem Buch *Invasion 1944* zu, daß das OKW während der Nacht und am Morgen laufend bei der Heeresgruppe B anrief und um Auskunft über die Lage fragte. Wie es aussieht, hat General SPEIDEL erfolgreich versucht, das OKW von einer schnellen Freigabe seiner Reserven abzubringen.[3] Er schrieb: »Eine Ausgabe operativer Weisungen kam in den ersten Stunden nicht in Frage, solange nicht Meldungen und die sofort überall hin entsandten Aufklärungsorgane Klarheit gebracht hatten. Man mußte Nerven zum Warten haben. Dauernde Anrufe des Oberkommandos der Wehrmacht und des Oberbefehlshabers West zeugen von der Nervosität an den höchsten Stellen. Generaloberst JODL wurde wiederholt über die Lage durch den Chef des Generalstabs (also Gen. SPEIDEL – Anmerkung Verfasser) unterrichtet.«

General SPEIDEL gibt hier zu, daß er den laufend anrufenden OKW-Chef JODL zum Abwarten überredete. Es ging um alles oder nichts!

Schwieriger war es für EISENHOWERS Helfer beim Oberbefehlshaber West. VON RUNDSTEDT und seine Leute, die genauso wie SPEIDEL über genügend direkt einlaufende Meldungen von der sich deutlich abzeichnenden Invasion verfügten, ließen sich von niemandem einlullen und hatten es tatsächlich gewagt, bereits um 4.10 Uhr am 6. Juni »Erhöhte Marschbereitschaft für Panzergruppen – Kommando West mit 12. SS-Panzerdivision, Panzer-Lehr-Division und 17. SS-Panzergrenadierdivision« zu befehlen.

[1] Paul CARELL, *Sie kommen! Die Invasion 1944,* Ullstein, Berlin [1]'1997,S. 101-152.

[2] Samuel W. MITCHAM jr., *The Desert Fox in Normandy,* Cooper Square 2001, S.SO.

[3] Hans SPEIDEL, *Invasion 1944,* Rainer Wunderlich, Tübingen [5]1949, S. 99.

Gegen diese Gefahr für die noch junge alliierte Landung mußte sofort eingeschritten werden. Und die Gefahr wurde gebannt!

Die Entschiedenheit, mit der der mögliche deutsche Gegenstoß am 6. Juni von bestimmten Leuten im OKW verhindert wurde, spricht Bände. Besonders tat sich auf Seiten des OKWs hierbei Generalmajor Baron Horst VON BUTTLAR-BRANDENFELS vom Operationsstab des Heeres hervor. Er schrie VON RUNDSTEDTs Operationschef, Oberst Bodo ZIMMEREMANN, durchs Telefon an: »Sie hatten kein Recht, die Panzertruppen ohne unsere vorherige Genehmigung zu alarmieren (nicht einmal alarmiert werden durften die Truppen – Anmerkung des Verfassers). Sie müssen die Panzer sofort anhalten.« Oberst ZIMMER-MANN versuchte zu argumentieren, aber ihm wurde nur befohlen: »Tun Sie, was Ihnen gesagt wird«, schloß VON BUTTLAR-BRANDENFELS sein Telefonat.

Die deutschen Panzer wurden also angehalten. Merkwürdigerweise können heute die Ereignisse im Zusammenhang mit der verhinderten Freigabe der deutschen Panzerreserven und RUNDSTEDTs Handlungen am 6. Juni 1944 nur lückenhaft wiedergegeben werden, da zahlreiche Kriegstagebücher gerade über diesen Zeitraum verlorengegangen sind. Unbedarfte dürfen hier gern weiter an Zufall glauben.[1]

Der einzige, der nun die Truppen freigeben konnte, war Adolf HITLER selber. Trotzdem reagierte nach landläufiger Meinung HITLERs Umgebung nicht, und erst als um 9:33 Uhr General EISENHOWER eine Pressemeldung über die alliierte Landung in der Normandie verbreiten ließ, entschloß sich Generalleutnant Rudolf SCHMUNDT, ROMMELS einziger Freund im Führerhauptquartier, HITLER zu wecken,

David IRVING schrieb mit Recht,[2] daß es für die Deutschen eine Tragödie war, daß Feldmarschall ROMMEL am Invasionstag nicht in seinem Hauptquartier war, SPEIDEL hatte ihn erst gegen 10:15 Uhr in Herrlingen bei Ulm angerufen. Er hätte mit seinem Temperament – und sei-

---

[1] Das gleiche ›Muster‹ taucht bei der entscheidenden russischen Offensive aus dem Baranow-Brückenkopf am 12. Januar 1945 wieder auf. Aufgrund eines ›Führerbefehls‹ durften damals zwei an richtiger Stelle der Angriffsfront aufgestellte Panzerdivisionen ohne HITLERs direkte Genehmigung nicht eingesetzt werden und wurden so beim Zusammenbruch der Abwehrfront mit überrollt, da HITLERS Befehl nie eintraf. STALINs Großoffensive zur Entlastung der Westalliierten in den Ardennen wäre sonst aufs höchste gefährdet gewesen. Hinterher stellte sich heraus, daß HITLER von der Existenz dieses ›Führerbe-rehls« keine Kenntnis hatte! Die Information stammt vom Adjutanten des Großadmirals DÖNITZ, W. LÜDDE NEURATH (*Regierung Dönitz.* Bublies, Schnellbach 1999, S. 21).

[2] David IRVING, *Schlacht um Europa. Mit dem Mut der Verzweiflung gegen die Invasion,* DSZ, München 2004, S. 156.

nen damals noch guten Beziehungen zu HITLER – die schnelle Freigabe der OKW-Panzerdivisionen sicher schnell erreicht. ROMMEL schrieb dann auch später an seine Frau: »Wenn man auf mich gehört hätte, dann wären wir am ersten Abend mit drei Panzerdivisionen angetreten und hätten den Angriff wahrscheinlich abgeschlagen.«

Nach den sensationellen neuen russischen Geheimunterlagen des *Buches Hitler*[1] steht dieser altbekannte Ablauf nun in Frage. Danach weckte HITLERS Kammerdiener Heinz LINGE den Führer am 6. Juni 1944 schon in aller Frühe, weil General JODL ihn dringend am Telefon verlangte, um ihm die Neuigkeit des Invasionsbeginns mitzuteilen. Schon eine halbe Stunde später waren KEITEL und JODL bereits auf dem Berghof, wo sie ein erleichterter HITLER mit den Worten empfangen habe, daß die Anglo-Amerikaner endlich gelandet seien, »und zwar dort, wo wir sie erwartet haben«. JODL berichtete HITLER, daß die Landungstruppen an vielen Stellen bereits zurückgeschlagen worden seien und daß dem Gegner kein Überraschungsangriff gelungen sei. Welch ein Irrtum! Wie (oder besser durch wen) kamen diese Falschmeldungen JODLs zustande?

Es ist auch unklar, warum es hinterher so lange dauerte, bis die Freigabe der OKW-Panzerdivisionen in der Normandie ankam.

In Anbetracht der Möglichkeit, daß HITLER schon seit dem frühen 6. Juni über den Beginn der Landung informiert war, könnte und müßte die Freigabe der Panzerdivisionen durch ihn wesentlich eher erfolgt sein, als heute angenommen wird. Um so interessanter wird dann die Frage, was danach stundenlang im OKW passiert ist.

Als um 15:30 Uhr endlich HITLERs Freigabebefehl an der Normandiefront ankam, war der erste kritische Moment der Schwäche der gelandeten seekranken Invasionstruppen bereits vorüber. Ein koordinierter schneller Gegenstoß der in den frühen Morgenstunden alarmierten und seither zur Untätigkeit verdammten Panzer der OKW-Reserve hätte aber immer noch die kaum konsolidierten alliierten Brückenköpfe eindrücken können.

Stoß an die Küste: der Alleingang der 21. Panzerdivision

Wie kam es, daß gerade die schwächste der deutschen Panzerdivisionen als einzige am Invasionstag an die Strände vorrückte und dabei die Landung der Engländer in größte Unordnung brachte?[2-4]

Die 21. Panzerdivision war, obwohl OKW-Reserve, für den Angriffsfall in der Normandie der 716. Infanteriedivision unterstellt, die ihrerseits zur Heeresgruppe B gehörte.

[1] Henrik EBERLE u. Matthias UHL, *Das Buch Hitler,* Gustav Lübbe, Bergisch Gladbach 2005, S. 263 ff.

[2] Samuel W. MITCHAM Jr., *The Desert Fox in Normandy,* Cooper Square 2001, S. 57 u. 83-87.

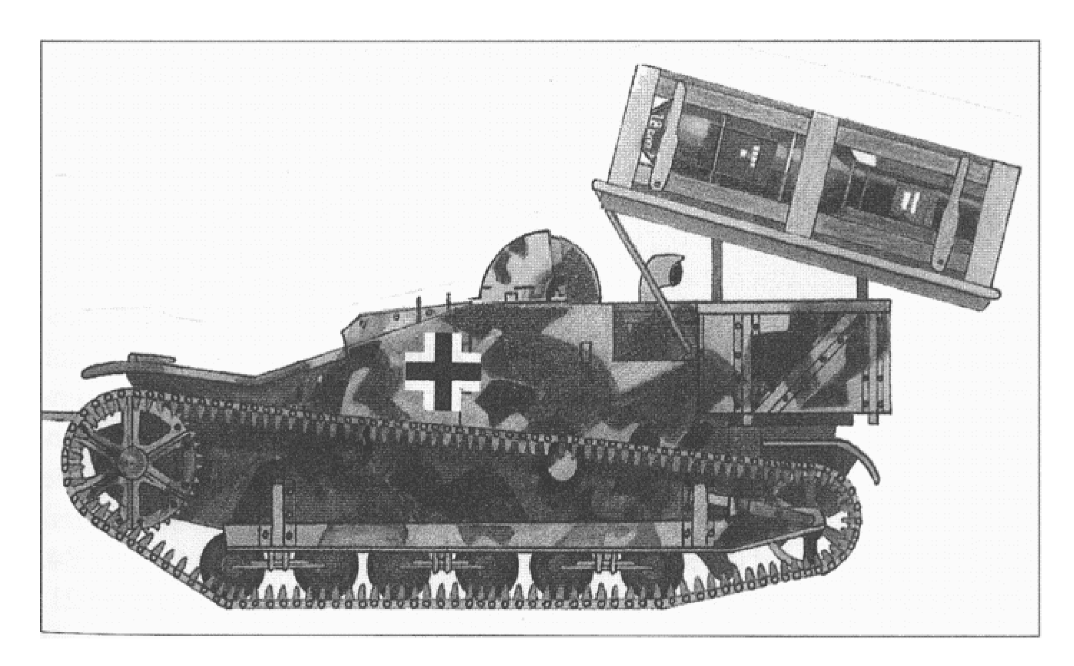
[3] Paul CARELL, *Sie kommen! Die Invasion 1944,* Ullstein, Berlin 1997, S. 134-141.

[4] Helmut RITGEN, *Westfront 1944,* Motorbuch, Stuttgart 2004, S. 58 ff.

Die anderen Reserven der Heeresgruppe B waren die 2. und 116. Panzerdivision. Mit diesen beiden Divisionen hatte es aber, wie noch später dargestellt wird, eine besondere Bewandtnis.

Schon seit den frühen Stunden des 6. Juni 1944 hatte General MARCKS, der Kommandeur des 84. Korps, unentwegt mit der 7. Armee (DOLLMANN), der Heeresgruppe B, (SPEIDEL) und auch General JODL im Führerhauptquartier telefoniert, um die Freigabe der 21. Panzerdivision zu erreichen.

Im Jahre 1943 von Generalleutnant FEUCHTINGER in Frankreich aufgestellt, war die 21. Panzerdivision die schwächste Panzereinheit unter den deutschen Eingreifreserven. Sie wurde als »ungeeignet für den östlichen Kriegsschauplatz« eingestuft, da sie größtenteils mit älterem deutschen Material (Panzerkampfwagen IV mit kurzen 7,5cm-Kanonen L/24) und ohne moderne Zielvorrichtung sowie französischen Beutepanzern ausgerüstet war, die teilweise noch nicht einmal über Funkgeräte verfügten. Durch einige Artilleriesonderwaffen, die die Division selbst erfunden hatte und in Frankreich herstellen ließ, war sie aber artilleriemäßig die deutsche Division mit den schwersten Kalibern überhaupt. Ihre zweite Stärke waren einige Sturmgeschütze deutscher Her-



6. Juni 1944: Renault UE mit 28 cm-Spreng-Raketen. Die 21. Panzerdivision sollte mit Improvisationslösungen wie diesen veralten französischen Munitionsschleppern aus der Vorkriegszeit, auf die man die gefürchteten ›Nebelwerfer‹-Raketen montiert hatte, allein die Engländer zurückwerfen. Sie kamen bis zum Strand.

Stellung und auf französischen Panzerfahrgestellen aufgebaute 7,5cm-Langrohr-Selbstfahrlafetten. Als einzige Panzerdivision lag die 21. nur 30 Kilometer von Caen entfernt – ein Katzensprung unter normalen Bedingungen.

In der Invasionsnacht war, als die ersten Nachrichten über eine mögliche Landung eintrafen, der Divisionskommandeurgeneral FEUCHTINGER auf Nachtclubbesuch in Paris und fuhr schleunigst zu seiner Einheit zurück. Bereits um 1:20 Uhr in der Nacht zum 6. Juni 1944 gab General RICHTER, der Kommandeur der 716. Infanteriedivision, General FEUCHTINGER telefonisch den Befehl, die luftgelandeten Feindkräfte ostwärts der Orne anzugreifen und zu vernichten. Aber General FEUCHTINGER hatte einen älteren Befehl: Keine Aktion ohne Genehmigung der Heeresgruppe B, der die 21. Panzerdivision unterstand, und obwohl die Panzer- und Grenadierregimenter der 21. Panzerdivision marschbereit waren, kam dieser Befehl nicht. General SPEIDEL, Stabschef der Heeresgruppe ROMMEL, verweigerte die Freigabe! In der Nachkriegszeit behauptete General SPEIDEL zwar, daß ein genereller Befehl bestanden hätte, im Falle von Luftlandungen sofort mit allen Kräften einzugreifen. Dieser Befehl war aber niemandem in der Division bekannt!

Erst gegen 6:30 Uhr morgens am 6. Juni 1944, sechs Stunden nach Beginn der Normandieinvasion, wurden die alten Panzer IV der 2. Abteilung des Panzerregimentes 22 der 21. Panzerdivision gegen die alliierten Fallschirmjäger eingesetzt. Sie hatten noch keinen Schuß gegen die englischen Paras (Fallschirmjäger) östlich der Orne abgefeuert, als der Befehl von der Heeresgruppe B kam, daß die Einheit umkehren sollte.

Was war geschehen?[1] Feldmarschall ROMMEL hatte auf dem Weg nach Frankreich gegen 16:55 Uhr in Reims kurz angehalten, um sich in seinem Hauptquartier in La Roche-Guyon nach dem neuesten Stand der Lage zu informieren. Als er SPEIDEL fragte: »Wie weit ist unser Gegenangriff?« habe SPEIDEL erwidert, daß die 21. Panzerdivision weitere Verstärkungen erwarte. In scharfem Ton befahl ROMMEL: »Lassen Sie die Division sofort angreifen, ohne Rücksicht auf weitere Verstärkungen sofort zum Einsatz!« SPEIDEL mußte sich seinem Chef fügen. Das 84. Korps hatte inzwischen vom OKW die Verfügungsgewalt über die 21. Panzerdivision erhalten, und General MARCKS hielt im Unterschied zu General SPEIDEL nichts von einem Einsatz der Panzer gegen die britischen Luftlandungen, sondern befahl sie dorthin, wo es wirklich nötig war: gegen den britischen Landekopf. Dies geschah acht Stunden nach der Landung, zumindest sechs Stunden zu spät! Beim Anmarsch bei Tageslicht waren bereits 50 Panzer durch Jabos verlorengegangen.

[1] David IRVING, *Schlacht um Europa,* DSZ, München 2004, S. 107.

98 deutsche und ehemalige französische Tanks rollten nun unter dem Kommando von General MARCKS, dem Kommandeur des 84. Korps, gegen den englischen Brückenkopf. In seinem offenen BMW stehend, führte General MARCKS den Gegenangriff persönlich an. Der deutsche gepanzerte Gegenstoß ging genau in die Lücke zwischen den englischen Abschnitten ›Juno‹ und ›Sword‹, die sich noch nicht vereinigen konnten. Dem ersten Bataillon des Panzergrenadierregiments 192 gelang es dabei mit 6 Panzern, bis zur Küste vorzustoßen und einen Korridor zu schlagen. Wenn es jetzt den Deutschen gelang, diesen Korridor rasch mit weiteren Panzern und Artilleriekräften zu füllen, konnte dies das Ende des britischen Landekopfes bedeuten. Um 19:00 Uhr hatten die Soldaten der 21. Panzerdivision die Küste bei Lion-sur-Mer erreicht. Sie entsetzten die letzten Stützpunkte der 716. Infanteriedivision, deren Besatzungen in verschütteten Gräben und halbzerschossenen Bunkern überlebt hatten. Alles sah ganz nach der zweiten großen Krise für die Alliierten an diesem Tag aus, nur daß es dieses Mal nicht die Amerikaner (Bloody-Omaha), sondern die Engländer zu treffen drohte. Drei Kilometer Strand befanden sich in deutschen Händen! Aber die deutschen Panzer konnten der Infanterie nicht nachfolgen. Festgenagelt von der Schiffsartillerie der alliierten Flotten und gehandicapt durch ihre technisch veralteten Panzerfahrzeuge, konnten sich die Panzerkompanien GOTTBERG und VIERZIG nicht durchsetzen und mußten zur Verteidigung übergehen. Der englische Feldmarschall MONTGOMERY warf seine Reserven in die Bresche, und bis heute ist umstritten, ob die im gleichen Gebiet anfliegenden 250 Lastensegler und Schleppflugzeuge zur Abwehr des deutschen Vorstoßes als letztes Mittel im Rücken der 21. Panzerdivision eingesetzt werden sollten oder nur ›zufällig‹ vorbeiflogen. Ohne Nachschub und mit immer weniger Munition kamen die vorgestoßenen Teile der 21. Panzerdivision in immer größere Bedrängnis, und angesichts der drohenden britischen Luftlandungen entschloß sich General FEUCHTINGER gegen 19:00 Uhr zum Rückzug vom Strand. Eine Entscheidung, die ihm später erbitterte Kritik von deutscher Seite einbrachte. Man warf ihm Feigheit vor.

Der englische Brückenkopf ›Sword‹ war gerettet. Während sich die 21. Panzerdivision wieder in ihre Ausgangsstellungen zurückkämpfte, verblieb das 1. Bataillon des Panzerregiments 192 in seinen Stellungen am Strand und wich danach auf die Luftwaffen-Radarstellung ›Distelfink‹ aus, die sich noch etliche Tage wie ein Fels in der Brandung bis zum 17. Juni behaupten konnte. Bis dahin lieferte ›Distelfink‹ per Telefon genaueste Informationen über alle Vorgänge am Invasionsstrand.

Nur, was nutzte es für die Gesamtlage, wenn nicht einmal HITLER daran glaubte, daß hier die Hauptlandung stattfand? Es ist unklar, ob die Meldungen von ›Distelfink‹ überhaupt ins OKW weitergeleitet wurden.

Dennoch war der Einsatz der 21. Panzerdivision von größter Bedeutung für den weiteren Verlauf der Landungsoperation, denn durch ihren Einsatz am 6. Juni 1944 wurde der Terminplan der Alliierten so verzögert, daß er bis zum Ende der Normandieschlacht nicht mehr aufgeholt werden konnte.

Was wäre geschehen, wenn die 21. Panzerdivision sechs Stunden früher angetreten wäre und vielleicht noch die Unterstützung der anderen zwei OKW-Panzerdivisionen gehabt hätte?

General SPEIDELs Handlungen haben auch hier die alliierten Landungskräfte vor einer ernsten Krise gerettet. Der spanische Superspion im Zweiten Weltkrieg Alcazar DE VELASCO meinte in einem Nachkriegsinterview über General SPEIDEL bezeichnenderweise: »Ese es el que perdimos la guerra.« (Das ist der, dessetwegen wir den Krieg verloren haben!) DE VELASCO war während des Zweiten Weltkriegs ein Top-Atomspion des Dritten Reiches und war in der ersten Nachkriegszeit an der Flucht führender Personen des Dritten Reiches aus Europa nach Südamerika maßgeblich beteiligt.

6. Juni 1944,15:30 Uhr. ein Oberst der Waffen-SS verhindert einen weiteren Verzögerungsversuch

Unabhängig vom Geschehen um die 21. Panzerdivision ging das Drama der Panzer, die dem OKW unterstellt waren, in die nächste Runde.

Um 14:00 Uhr wurde das I. SS-Panzerkorps von SS-Obergruppenführer Sepp DIETRICH ROMMELs Heeresgruppe B unterstellt. Nach Anweisungen des OKW sollte aber die 1. SS-Panzerdivision ›Leibstandarte SS Adolf Hitler‹ in Belgien als strategische Reserve bleiben.

Zwischen 14:30 und 15:00 Uhr gab das OKW dem Oberbefehlshaber West bekannt, daß sowohl die Division ›Hitlerjugend‹ als auch die Panzer-Lehrdivision zur Verwendung durch die 7. Armee freigegeben worden seien, und um 15:07 Uhr teilte der Oberbefehlshaber West der Heeresgruppe B mit, daß DIETRICHs I. SS-Panzerkorps ebenfalls der 7. Armee unterstellt werden sollte.

Nun kam es zu einem weiteren Verzögerungsversuch: Nach Aussagen seines tüchtigen Stabschefs Fritz KRAEMEK sollte sich DIETRICH persönlich beim Hauptquartier der 7. Armee in der Nähe von Le Mans

melden, um die Lage mit Generaloberst DOLLMANN ZU besprechen und Befehle entgegenzunehmen. Die daraus sicher zu erwartende Folge: weitere Verzögerungen des schon freigegebenen Einsatzes der OKW-Panzerdivisionen.

Aber Stabschef KRAEMER roch die Lunte! Seine Antwort war, daß es für seinen Kommandeur viel zu gefährlich sei, mit einem leichten Fieseler Storch zu fliegen, und daß auf dem Straßenweg zu viel Zeit benötigt würde. Statt dessen bat er um telefonische Befehle, die später schriftlich zu bestätigen seien. Nun mußten auch die ›Verzögerer‹ klein beigeben: DIETRICH erhielt von SPEIDEL den Befehl, daß die 12. SS-Panzerdivision sofort in den Raum beiderseits von Evrecy verlegen sollte. Der Auftrag lautete, »den Feind, der neben der 21. Panzerdivision im Westen durchgebrochen war, ins Meer zurückzuwerfen und zu vernichten«. Die Panzer-Lehrdivision sollte den Raum Fleurs-Vire gewinnen. Bereits um 16:00 Uhr traf SS-General DIETRICH mit Divisionskommandeur WITT zusammen.[1,2]

Die Befehlsverzögerung beim Einsatz der gepanzerten Reserven war damit beendet, hatte aber nicht wiedergutmachbare Schäden auf Seiten der Verteidigung ausgelöst.

[1] FRITZ KRAEMER, *I. SS Panzer Corps in the West,* MS C-024, WM, AL 2727/1-2.

[2] Michael REYNOLDS, *Ein Gegner wie Stahl,* Pour le Mérite, Selent 2004, S. 58.

OKW-Reserve: die verratenen Divisionen

Am Invasionstag gehörte das I. SS-Panzerkorps mit der 1. und 12. SS-Panzerdivision zusammen mit der Panzer-Lehrdivision zur sogenannten ›OKW-Reserve‹. Dazu kam noch die in der Bretagne stationierte 17. SS-Panzergrenadierdivision.

Bereits um 2:30 Uhr wurde die 120 Kilometer südwestlich von Paris liegende Panzer-Lehrdivision des Generals BAYERLEIN durch General WARLIMONT aus dem OK W alarmiert. Sie sollte zum Vormarsch in Richtung Caen in Alarmzustand gesetzt werden und ihre weiteren Befehle von der Heeresgruppe B erhalten.[3,4]

Die Panzer-Lehrdivision war damals die wohl mit am besten ausgerüstete Panzerdivision des Dritten Reiches. Als einzige derartige Einheit war sie zu 100 Prozent gepanzert und hatte 260 Panzerkampfwagen und 800 gepanzerte Kettenfahrzeuge. Ihr Kampfwert wurde von der deutschen Führung sehr hoch eingeschätzt. So hatte der Generalinspekteur der deutschen Panzertruppen, Generaloberst GUDERIAN, bei einer Übung zu General BAYERLEIN gesagt: »Mit dieser Division allein werden sie die Anglo-Amerikaner ins Meer zurückwerfen. Ihr Ziel ist nicht die Küste, sondern das Meer.«

[3] Paul CARELL, *Sie kommen! Die Invasion 1944,* Ullstein, Berlin [17]1397, S. 142 u. 154.

[4] Helmut RITGEN, *Westfront 1944,* Motorbuch Stuttgart 2004, S. 47 u. 60.

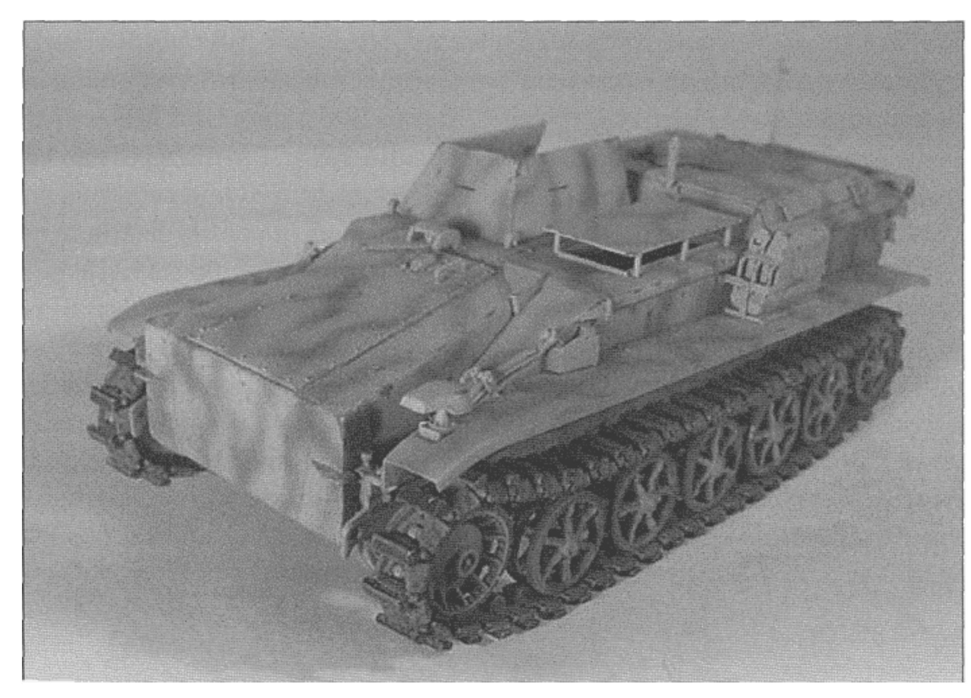
Wie es aussieht, sahen General EISENHOWERs Helfer im OKW es genauso, denn nur wenige Tage vor der alliierten Landung wurde der Panzer-Lehrdivision auf Befehl des OKW ihre beste Panzerabteilung samt ihrer ›Panther‹- und ›Königstiger‹-Kompanie weggenommen und umgehend Richtung Ostfront verladen. Dies geschah am 4. Juni.

Bis heute ist nie bekannt geworden, welche hohen Offiziere im OKW dahinterstanden. Ihre Spur scheint erfolgreich verwischt worden zu sein. Das OKW zeigte auf einmal, wie schnell es sein konnte: Am Invasionstag befanden sich Teile der Pantherabteilung (I/Panzerregiment 6) zusammen mit den ›Königstigern‹ und den B IV Fernlenksprengpanzern der Funklenkkompagnie 316 bereits im Reichsgebiet auf der Eisenbahn.

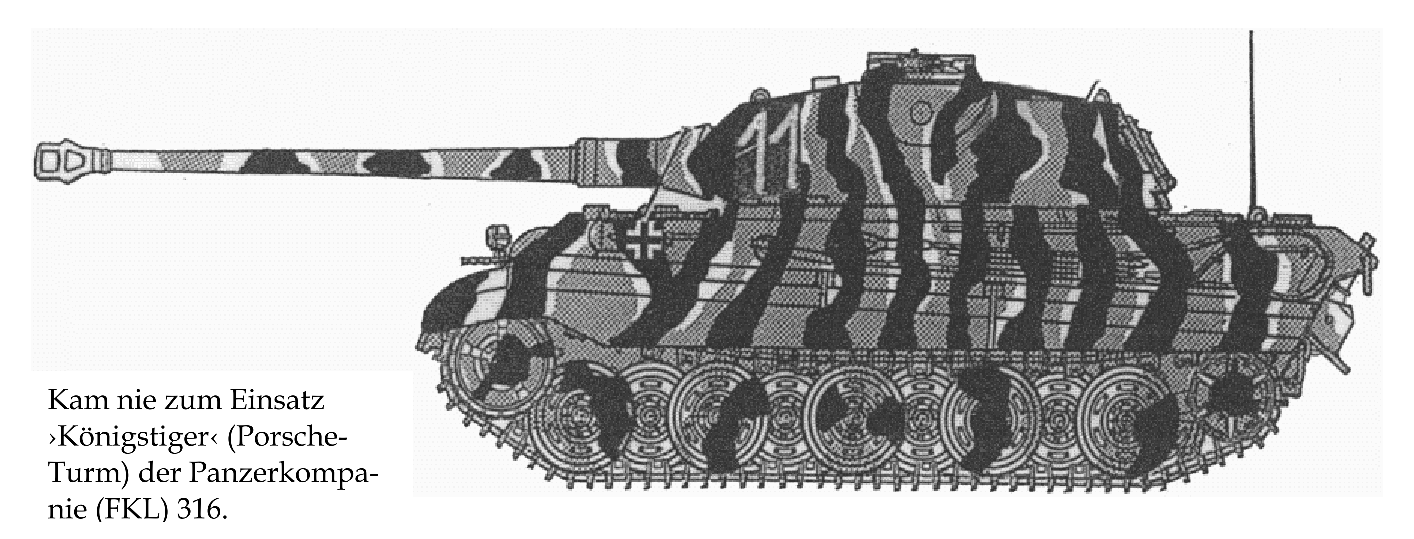
Nachdenklich macht, daß das Ziel der Blitzverlegung nicht ein sofortiger Kampfeinsatz an der Ostfront, sondern nur die Aufstellung einer neuen Panzerabteilung (FKL 302) war. [FKL = Funklenk]

Der Panzer-Lehrdivision verblieben so hauptsächlich nur ihre alten Panzer IV und die Schützenpanzer zum Eingreifen an den ersten Invasionstagen übrig.

In Kämpfen an den Stränden hätten auch die B IV Funklenkpanzer der Fernlenkkompanie 316 maßgeblich gegen Anlandungen der Invasionstruppen verwendet werden können – wenn man sie nicht auf Eisenbahnwaggons nach Osten hätte rollen lassen. In den späteren harten Julikämpfen bewiesen ihre zurückgeholten Fahrzeuge, was sie leisten konnten. Zu spät!



Eine Gefahr für die Landungstruppen: Borgward BIV A Fernlenkpanzer, Panzerkompanie (FKL) 316, am 4. Juni aus Frankreich eiligst abtransportiert.



Kam nie zum Einsatz ›Königstiger‹ (Porsche-Turm) der Panzerkompanie (FKL) 316.

Ferngesteuert werden sollten die B IV von ›Königstiger‹-Panzern. Die schweren Panzerkampfwagen ›Königstiger‹ waren mit die besten Panzer des Zweiten Weltkrieges, deren Frontpanzerung von keiner alliierten Abwehrwaffe durchschlagen werden konnte und die auf Tausende Meter Entfernung ihre Gegner außer Gefecht setzen konnten, ohne daß diesen eine Möglichkeit der Gegenwehr geblieben wäre.

General BAYERLEIN reagierte sofort auf diese merkwürdige Schwächung seiner Division. Er hielt auf eigene Verantwortung die Transporte an, die noch nicht verladenen Teile der Panzerabteilung wurden zurückgeholt, und was schon in den Wagen Richtung Osten rollte, wurde zurückbefohlen. Dennoch dauerte es fünf Tage, bis die fehlende ›Panther‹-Panzerabteilung an der Normandiefront erscheinen konnte.

Die ›Königstiger‹ der Panzer-Lehrdivision wurden aber auch hinterher in Frankreich wegen »mechanischer Anfälligkeiten« vom Einsatz ferngehalten und mußten im August 1944 unbenutzt von den Deutschen selbst zerstört werden, um sie nicht in die Hände der Alliierten fallen zu lassen. Als Grund für diese gleichzeitig auch an der Ostfront auftretenden ›Mechanikprobleme‹ der frühen ›Königstiger‹ galt Sabotage im Herstellerwerk.[1-4]

Trotz rechtzeitiger Alarmierung stand der Einsatz der Panzer-Lehrdivision unter keinem guten Stern. Viele wertvolle Stunden wurde die Panzer-Lehrdivision durch das OKW nicht freigegeben. Ohnmächtig mußten die Kommandeure und Soldaten die Berichte von der Landungsfront verfolgen, ohne selbst eingreifen zu dürfen.

Auch als HITLER um 14:30 Uhr die Freigabe der OKW-Reserve nach Frankreich durchgefunkt hatte, geschah danach für weitere zweiein-

[1] Am 11. Juli 1944 kamen dann erstmals die ›Königstiger‹ der schweren Heeres-Panzer-Abteilung 503 in der Normandie zum Einsatz, gefolgt von der 1. Schweren Panzer-Abteilung 502 im August. Die bereits seit Juni in Frankreich liegenden ›Königstiger‹ der FKL 3/6 gaben keinen einzigen scharfen Schuß ab.

[2] Tom JENTZ, Hilary DOCLE u. Peter SARSON, *Kingtiger. Heavy Tank 1942-45,* Osprey 1993, S. 40 ff.

[3] Egon KLEINE U. Volkmar KÜHN, *Tiger. Geschichte einer legendären Waffe 1942-45,* Motorbuch Stuttgart 1981, S. 189.

[4] Markus JAUCITZ, *Die deutsche Fernlenktruppe 1943-45,* Waffenarsenal Special Bd. 12, Podzun-Pallas, Wölfersheim-Berstadt 1995, S. 27.

halb Stunden nichts. Nun zeigte der Generalstab der Heeresgruppe B erneut, daß er »starke Nerven« hatte, wie General SPEIDEL es gern in der Nachkriegszeit ausdrückte, während die Stellungen der alleingelassenen Verteidiger am Atlantikwall von den Invasionstruppen eine nach der anderen erobert wurden.

Um 17:00 Uhr gab Generaloberst Friedrich DOLLMANN, Oberbefehlshaber der 7. Armee, endlich den Angriffsbefehl für die Panzer-Lehrdivision.





Von oben: Friedrich DOLLMANN (1899-1944) und Fritz BAYERLEIN.

Nun kam nach Schwächung und Verzögerung die nächste unangenehme Überraschung für die beste Panzerdivision der Deutschen! Generaloberst DOLLMANN, der während der alliierten Landung in der Normandie eine undurchsichtige Rolle spielte, gab General BAYERLEIN nicht nur den Befehl, bei Tageslicht vorzumarschieren, sondern schlug noch eine Änderung der geplanten Vormarschstraßen vor. Dies hätte zu einem noch größeren Chaos mit weiterem Zeitverlust geführt. General BAYERLEIN setzte aber den ursprünglichen Marschstraßenplan durch.

Trotz des Protests von General BAYERLEIN mußte die Panzer-Lehrdivision aber dem Befehl von General DOLLMANN Folge leisten und bei hellichtem Tageslicht in ihre Verfügungsräume im Raum Caen marschieren. Wie nicht anders zu erwarten war, war dies ein Todesmarsch angesichts der überall wartenden alliierten Jagdbomber. So kennzeichneten die Rauchsäulen der brennenden Fahrzeuge den langsamen Vormarsch von BAYERLEINs Truppen Richtung Küste auf viele Kilometer. Erst der Einbruch der Nacht brachte etwas Erleichterung. Selbst BAYERLEIN entkam nur knapp dem Tod, als sein Kommandeurswagen von einem Jabo aufs Korn genommen wurde und völlig ausbrannte. Die von General DOLLMANN für den Vormarsch befohlene Funkstille machte die Sache für die Panzer-Lehrdivision noch schwieriger, und General BAYERLEIN vermerkte erbittert: »Als wenn Funkstille die alliierten Jagdbomber und Aufklärer stoppen könne, uns anzugreifen!« Erneut kommen Zweifel an der Rolle General DOLLMANNs auf.

So kam es, daß die Panzer-Lehrdivision nur Stück für Stück, viel zu spät und unter großen Verlusten in ihrem Versammlungsraum ankam. Erst ab 9. Juni 1944 würde sie als vollständiger, aber bereits geschwächter Kampfverband in das Geschehen eingreifen können.

Genau entgegengesetzt lief es bei anderen zur Verstärkung herbeigerufenen Einheiten. Als die kampfkräftige unmotorisierte 277. Infanteriedivision aus Südfrankreich schnell an die Normandiefront verlegt werden sollte, befahl General DOLLMANN der bis dahin schnell vorangekommenen Division, schon in Angers aus der Eisenbahn auszula-

Grenadiere der 12. Panzerdivision an einem Dorfeingang in der Nähe von Caen. Die deutschen Gegenmaßnahmen liefen einfach zu spät an. Unten: Zerstörter Panzer der Panzer-Lehrdivision bei Caen.



den und den Rest der Strecke nur per Fußmarsch bei Nacht in das Einsatzgebiet zurückzulegen. Daß dies volle 14 Tage in Anspruch nehmen würde, beeindruckte DOLLMANN nicht. Als der Chef der 277. Infanteriedivision, General Albert PRAUN, diese ihm unsinnig vorkommenden Befehle in General DOLLMANNs Hauptquartier in Le Mans entgegennehmen mußte, fielen ihm dort merkwürdige Zustände wie bei der Arbeit in Hängematten liegende oder sich auf dem Bunkerdach im Badeanzug sonnende Nachrichtenhelferinnen auf.[1]

Generaloberst DOLLMANN, der sich vom glühenden Nazi voller Scham und Schuldgefühle zum Gegner HITLERs gewandelt hatte, beging später am 28. Juni 1944 Selbstmord.

---

[1] Hella PRAUN (Hg.), *Albert Praun. Ein deutsches (Soldaten)-Leben, 1894-1975,* Hella Praun, München 2004, S. 234.

Südlich der Loire wartete bei Poitiers mit der 17. SS-Panzergrenadierdivision (›Götz von Berlichingen‹) ein weiterer Teil der OKW-Reserve weit entfernt auf die Landung.

Schon am 7, Juni vom OKW an ROMMEL freigegeben, sollte es bis zum 13. Juni dauern, bis die Division endlich im befohlenen Einsatzraum im Westteil der Halbinsel Cotentin ankam.

Ein Veteran von ›Götz von Berlichingen‹ erinnert sich noch genau daran, daß die Franzosen in Poitiers noch vor der Division vom Verlegungsbefehl in die Normandie Bescheid wußten,[2]

Auch die 12. SS-Panzerdivision ›Hitlerjugend‹ hatte ›merkwürdige Probleme‹, rechtzeitig das vorgesehene Operationsgebiet zu erreichen.[3] Diese hervorragend ausgebildete und modern ausgerüstete Division der SS unter Brigadeführer WITT war bereits um 4:00 Uhr morgens am 6. Juni 1944 marschbereit. Ihr Panzergrenadierregiment 25 klärte bereits gegen Caen auf.

Um. 5:05 Uhr unterstellte Feldmarschall VON RUNDSTEDT die Division ›Hitlerjugend‹ eigenmächtig der Heeresgruppe B. Da diese in Abwesenheit von Feldmarschall ROMMEL seinem Generalstabschef SPEIDEL unterstand, kann es niemanden überraschen, was nun passierte: Ohne vom OKW freigegeben zu sein, wurde Brigadeführer WITTs Division von der Heeresgruppe B ins Rennen geschickt, aber statt, wie vorher geplant, zur Rettung des Atlantikwalls an die Strände vorzurücken, kam um 7:00 Uhr der Befehl von der Heeresgruppe B (General SPEIDEL), die Division stehe zur Verfügung des 81. Korps in Rouen und sollte sich im Raum um Lisieux versammeln. Wie dieser widersinnig klingende Befehl zustande kam, ist bis heute nicht geklärt. Die Division wurde so endgültig vom Kampfraum abgezogen. Während die Alliierten beiderseits der Orne gelandet waren und auf Caen drängten, sollte die 12. SS-Panzerdivision ohne vorbereitete Marschpläne in ein nicht bedrohtes Gebiet verlegen. Außerdem war der neue Bereitstellungsraum ziemlich begrenzt und bot wegen der Straßenkreuzungen bei Lisieux ein deutliches Ziel für alle interessierten alliierten Flugzeuge. Auch hier fällt es wie bei der Panzer-Lehrdivision schwer, an Zufälle zu glauben.

Zwischen 10:00 und 11:00 Uhr waren die neuen Marschpläne ausgearbeitet, und die Division setzte sich in Bewegung.

Während sich Teile der Division um 15:00 Uhr bereits auf Lisieux zubewegten, kam von der Heeresgruppe B durch General SPEIDEL der neue Befehl, sich nicht um Lisieux, sondern doch wieder im Raum westlich von Caen zu versammeln. Zweck: Unterstützung eines Gegenangriffs des 84. Korps. Das Panzergrenadierregiment 25 erhielt den

[2] Aussage Zeitzeuge ›Hagen‹ vom 10. 11. 2003 an den Verfasser.

[3] Herbett WALTHER, *Die 12. SS Panzer-Division HJ*, Dörfler, Utting2004, S. 55-63.

Umkehrbefehl im Raum westlich von Lisieux gegen 16:00 Uhr und hatte nun nochmals 70 Kilometer zurückzulegen, nur um in denselben Bereitstellungsraum zu kommen, in den es bereits in der Nacht vorrücken wollte.

Auf diese Weise kam die 12. SS-Panzerdivision am 6. Juni 1944 nicht mehr zum Einsatz, sondern brachte den Tag auf den jaboverseuchten Straßen zu. Fürchterliche Verluste waren die Folge dieser ›unsinnigen‹ Befehle.

Die 12. SS-Panzerdivision erhielt nun den Befehl, am 7. Juni um 12:00 Uhr links neben der 21. Panzerdivision zum Angriff nach Norden anzutreten und die Alliierten ins Meer zurückzuwerfen. Für die 21. Panzerdivision kam dieser Befehl um 24 Stunden zu spät. Sie war am 6. Juni allein gegen die Alliierten angerollt, und nun lagen viele ihrer Panzer ausgebrannt und abgeschossen am Strand.

Auch am 7. Juni war die Division ›Hitlerjugend‹ noch nicht vollständig bereit. So kam es, daß das SS-Panzergrenadierregiment 26 (Standartenführer MOHNKE) mit etwa 160 Kilometern einen doppelt so langen Anmarschweg hatte wie das Schwesterregiment 25. Alles wurde durch die Luftüberlegenheit des Gegners und aus der Kampfzone zurückflutende Zivilisten behindert. So trafen diese Einheiten erst am 8. Juni und später an der Front bei Caen ein.

Gegen Mittag des 7. Juni waren gerade 50 Panzer IV der 12. SS-Panzerdivision verfügbar. Wie Herbert WALTHER, damals Ordonnanzoffizier bei der Division ›Hitlerjugend‹, schrieb, hatten die Panzer aber große mechanische Probleme, da sie viele Stunden und Kilometer unterwegs gewesen waren.

Ein erfolgversprechender Gegenangriff war so an diesem Tag schwer, es gelang aber trotzdem, mit den gut getarnten Panzern IV die englische Offensive auf Caen zurückzuschlagen, während man auf das Eintreffen der restlichen Truppenteile wartete. Als dann im Chaos der sich zurückziehenden englischen Panzer doch ein überraschender Gegenstoß an die Küste versucht wurde, landete der von viel zu schwachen Kräften vorgetragene Angriff im englischen Pak- und Schiffsgeschützfeuer. Auch wenn es noch mehrere Tage einzelnen Trupps der SS-Division ›Hitler-Jugend‹ wiederholt gelang, an den gegnerischen Stellungen vorbeizuschleichen und bis zur Küste vorzustoßen, waren die Engländer in ihren Brückenköpfen durch laufende Verstärkungen schon viel zu stark geworden, um sich dadurch wesentlich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen.

Auch der Versuch vom 8. Juni, mit dem 26. Panzergrenadier-

Regiment und dem 1/SS-Panzer-Regiment 12 auf der linken Flanke die Kanadier in Norrey und Putot auszuhebein, blieb trotz bis in die Dunkelheit anhaltender harter Kämpfe vergeblich. Das Motto ›zu wenig und zu spät‹ beherrschte das Schlachtfeld, nichts konnte die harte Tatsache ausgleichen, daß Brigadeführer WITTs Division in den entscheidenden Stunden des 6. Juni nicht an den Landungsstränden war.

WITT und MEYER (›Panzermeyer‹) beklagten sich dann auch erbittert, daß man sie im Stich ließ und daß sie für die Division bestimmte startbereite Nachschubtransportflugzeuge keine Starterlaubnis bekamen.[1]

Tatsächlich hätten die 12. SS-Panzerdivision und die Panzer-Lehrdivision spätestens um 10:00 Uhr des 6. Juni 1944 unter dem Kommando des I. SS-Panzerkorps nach seit langem fertigen Aufmarschplänen gegen die noch schwachen Alliierten antreten können. Die Alarmierung beider Divisionen war in der Invasionsnacht rechtzeitig erfolgt, und selbst im ungünstigsten Falle hätten die beiden Panzerdivisionen noch am Abend des 6. Juni bei Caen zum Gegenangriff bereit sein können. Trotzdem ist es dazu nicht gekommen.[2,3]

[1] Aussage H. WEINMANN vom 16. August 2006.

[2] Hrowe H. SAUNDERS, *Der verratene Sieg,* Druffel, Leoni 1984, S. 127-141.

[3] Samuel W. MITCHAM Jr., *The Desert Fox in Normandy,* Cooper Square 2001, S. 72-79 u. 94 ff.

D-Day: unbekannte deutsche Gegenangriffe?

US-Armee-Berichte aus der Nachkriegszeit[4] sprechen davon, daß es, auch ohne den entscheidenden deutschen Panzer angriff, am 6. Juni quer durch die ganze Normandie deutsche Gegenangriffe gegen die Landungstruppen gegeben habe. Diese erstreckten sich vom britischen Luftlandesektor im Osten bis zum US-Luftlandesektor im Westen.

Die unkoordinierten Gegenangriffe der 709. Infanteriedivision gegen die US-Fallschirmjäger im Bereich Ste. Mère-Eglise wurden bereits erwähnt. Aber auch an anderen Orten gab es Gegenstöße selbst ›statischer‹ Divisionen und von Ost-Bataillonen, wo immer es möglich war. Diese auf Einheitsebene durchgeführten unkoordinierten Gegenstöße seien nach US-Ansicht Teil der aggressiven deutschen Verteidigungstaktiken gewesen, die die Normandieschlacht so bitter und lang dauernd gemacht hätten.

[4] David C. ISBY (Hg.), *The German Army at D-Day,* Greenhill 2004, S. 231.

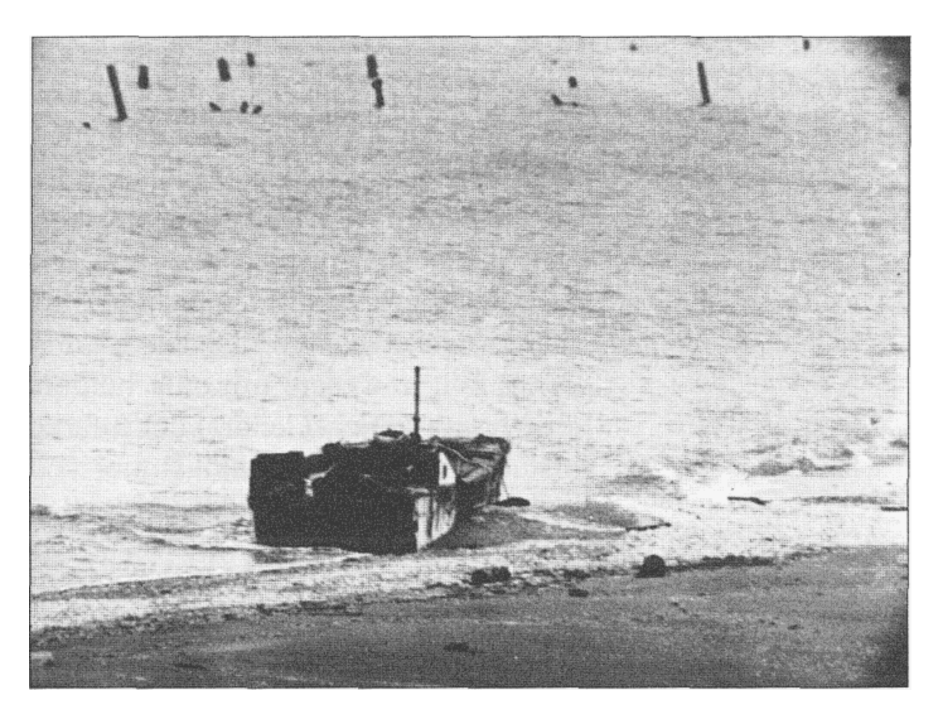
Die geheimen alliierten Aufmarschpläne fallen in deutsche Hände – und nichts passiert

Am 7. Juni 1944 war den Deutschen ein geradezu unfaßlicher Glücksfall zu Hilfe genommen, der die Schlacht um die Normandie hätte entscheiden können.[5-7]

[5] Paul CARRELL, *Sie kommen! Die Invasion 1944,* Ullstein, Berlin [17]1997, S. 168 ff.

[6] Janusz PIEKALKIEWICZ, *Die Invasion, Frankreich 1944,* Südwest, München 1979, S. 177.

[7] Samuel W. MITCHAM jr., *The Desert Fox in Normandy,* Cooper Square 2001, S. 108.



Das am 8. Juni entdeckte gestrandete US-Landungsboot. Der Koffer enthielt 100 Seiten umfassende Operationspläne! Aus: Janusz PIEKALKIEWICZ, *Die Invasion, Frankreich 1944,* Südwest, München 1979.

Am späten Nachmittag jenes Tages führten das Pionierbataillon 352 und Teile des Grenadierregiments 916 einen Gegenangriff, um die Amerikaner aus Vierville zurückzuwerfen. Bei diesen Kämpfen entdeckte eine Kosakenpatrouille des Ostbataillons 493 unter Leutnant KORANIN an der Vire-Mündung bei Géfosse-Fontenay ein gestrandetes amerikanisches Landungsboot. Ein halbes Dutzend toter amerikanischer Marineoffiziere lag darin; einer davon der ›Beachmaster‹, ein Offizier, der für einen bestimmten Landeabschnitt verantwortlich war. Er lag über einem kleinen Koffer, der dank einer Kette an seinem Handgelenk befestigt war. Am Abend des 7. Juni 1944 wurde ein Berg feuchter, teilweise verklebter Akten an Oberstleutnant F. ZIEGELMANN von der 352. Infanteriedivision übergeben. Auf den ersten Blick sah man gleich ganze Seiten mit Kennworten, Ziffern und Zeitplanaufstellungen. Nachdem die Dolmetscher mobilisiert worden waren, dauerte es keine halbe Stunde, bis die Sensation klar war: Den Deutschen war der Operationsplan des VI. US-Corps in die Hände gefallen. Der ganze säuberliche Plan mit jeder einzelnen Phase vom D-Tag (Day = Decision = Entscheidung) und allen Tageszielen für die Halbinsel Cotentin lag wie ein offenes Buch vor der deutschen Führung. Auch die Unterlagen des V. US-Corps und des XXX. englischen Corps waren eingezeichnet. Die Amerikaner sollten laut Plan gemäß zuerst ihre getrennten Landeköpfe ›Utah‹ und ›Omaha‹ bei Carentan vereinigen, dann bei Bageay den Britten die Hand reichen und so einen zusammenhängenden Brückenkopf schaffen. Anschließend sollte das VII. US-Korps mit den Hauptkräften nach Norden zur Eroberung Cherbourg schreiten.

Am 8. Juni 1944 erreichten die entscheidenden Unterlagen das 84. deutsche Korps und wurden von einem Kurier per Eiltransport von dort zur 7. Armee weitergeleitet, die die Pläne an Feldmarschall ROMMEL und Feldmarschall VON RUNDSTEDT weiterleiten sollte.

Nun kam es wieder zu einer dieser ›merkwürdigen‹ Verzögerungen: Der Plan verblieb bei der 7. Armee! Der Generalstabschef der 7.

Armee, General PEMSEL, wertete den Operationsplan des V. US-Corps weder aus, noch gab er ihn an die Heeresgruppe weiter. General MARCKS, der Chef des 84. deutschen Korps, muß jedoch eine Vorahnung gehabt haben und schickte seinen Ia Major Hasso FIEBIG mit dem Original sofort zu Feldmarschall ROMMEL und zu Feldmarschall VON RUNDSTEDT. Anscheinend war ihm bewußt, daß bei der 7. Armee nicht alles mit rechten Dingen zuging. So kamen die Pläne bis zum Abend des 9. Juni 1944 bei den Oberbefehlshabern im Westen an. Es wäre immer noch genug Zeit gewesen, um entscheidend gegen die alliierten Brückenköpfe vorzugehen. General der Infanterie BLUMENTRITT, Chef des Generalstabs von Feldmarschall RUNDSTEDT (OB West), berichtete, daß die wichtigsten Teile des Dokuments dem OKW am 9. Juni 1944 vom OB West per Fernschreiber und Telefon übermittelt wurden. Der vollständige Operationsplan sei dem OKW um den 10. oder 11. Juni herum durch Kurier überstellt worden und muß dort spätestens am 12. Juni 1944 eingetroffen sein.

Eigentlich hätten die geheimen Aufmarsch- und Kriegszielpläne der drei Korps nie in deutsche Hände fallen dürfen, denn sie trugen den Stempel »vor dem Einschiffen zu vernichten«, und man wird wohl nie mehr erfahren, warum der ›Beachmaster‹ diese höchst geheimen Papiere mit sich führte.

Tatsache bleibt, daß den Deutschen Papiere in die Hände gefallen waren, die einwandfrei bewiesen, daß die Invasion stattgefunden hatte und kein bloßes Scheinmanöver war und die darüber hinaus die Absichten der Alliierten bis hin zu den Tageszielen verrieten. Die erbeuteten Pläne des V. US-Corps enthielten auch eine Aufstellung und Skizzen, wie die Alliierten den Aufmarsch der deutschen Panzerdivisionen gegen den Brückenkopf erwarteten.

In einem Anhang wurden die politischen Ziele der Alliierten abgehandelt – bis hin zu Absprachen mit den Sowjets.

Aber was nützten alle Papiere, wenn man nicht reagierte? Weder die 7. Armee, noch der OB West, noch das OKW waren willens, die entscheidenden Folgerungen aus dem Finderglück zu ziehen. Bei richtiger Ausnützung der amerikanischen Geheimunterlagen wäre durch gezielte Maßnahmen ein Eindrücken der Landeköpfe möglich gewesen.

So wurden die geplanten Tagesziele der Alliierten trotz allem in der Folgezeit beträchtlich durcheinandergebracht, und die Alliierten konnten in den folgenden acht Wochen ihre in den Unterlagen aufgezeichneten Tagesziele erst in Wochen erreichen. Dies geschah aber nicht aufgrund der verratenen Pläne, sondern wegen des überaus

hartnäckigen Widerstands der Fronteinheiten. Wie später gezeigt wird, war das Nichtreagieren auf die erbeuteten Pläne kaum ein Zufall, sondern paßt nahtlos zu anderen ›Merkwürdigkeiten‹ während der Invasionsschlacht.

So mußte der Stab des 84. deutschen Korps, der die Bedeutung der erbeuteten Unterlagen zuerst erfaßt hatte, ohnmächtig mit ansehen, wie sich die in den Plänen eingezeichneten Angriffsziele Stück um Stück, der Reihe nach erfüllten.

Auf der anderen Seite der Front hatte der Chef der alliierten Feindaufklärung innerhalb von vierundzwanzig Stunden genaue Kenntnis von den Plänen der Verteidiger, die ihm ›deutsche Quellen‹ zuverlässig zukommen ließen.

7./9. Juni 1944: Wie die deutschen Panzer erneut paralysiert wurden

Auch am 7. Juni 1944 war der alliierte Brückenkopf in der Normandie noch nicht konsolidiert. Tatsächlich hatte Feldmarschall ROMMEL die Absicht, am 7. Juni 1944 das britische I. Corps in die See zurückzuwerfen. Nun verhinderte jedoch eine Unzahl von Behinderungen im Befehls- und Meldewesen des deutschen Heeres eine Koordination des geplanten Angriffs. So konnte das I. SS-Panzerkorps weder seinen Truppen Befehle noch dem Armee-Oberkommando Lagemeldungen mit Regelmäßigkeit übermitteln oder die Lageentwicklung bei der Armee erfahren.

Natürlich wurde dieses Chaos in der Nachkriegszeit dem »übermäßigen Ausfall von Funkstellen« zugeschrieben, aufmerksame Leser dieses Buches können sich aber vorstellen, daß hier auch andere Faktoren am Werk waren. Tatsächlich fehlte dem Generalkommando jede Übersicht über den Feind und die Lage bei der 21. und der 12. SS-Panzerdivision.

Am 8. Juni 1944 wurde ein koordinierter Angriff der deutschen Panzerdivisionen Richtung Küste befohlen. Das ›Chaos‹ in der deutschen Befehlskette hielt an diesem Tag unvermindert an, und so wurde erneut ein geeigneter Zeitpunkt zum planmäßig geführten gepanzerten Gegenangriff mit drei Panzerdivisionen nebeneinander nach Norden verpaßt. An diesem Tag war es den Alliierten gelungen, ihre Brückenköpfe zu vereinigen. Es bestand aber immer noch eine Lücke zwischen dem Abschnitt ›Utah‹ und den vier anderen. Dies war erneut eine Chance der Deutschen!



Leo GEYR VON SCHWEPPENBURG

Schließlich war es doch gelungen, die ›Panzergruppe West‹ zu konsolidieren, und am 9. Juni 1944 war General Leo GEYR VON SCHWEPPENBURG bereit, den so lange verzögerten gepanzerten deutschen Gegenstoß durchzuführen – drei Tage zu spät! Bevor sich aber die Schlacht richtig entwickeln konnte, wurde das Hauptquartier von General GEYR zwölf Meilen südwestlich von Caen zufällig durch einen gut gezielten alliierten Jagdbomberangriff völlig vernichtet. Fast alle Stabsoffiziere der ›Panzergruppe West‹ wurden dabei getötet oder schwerverletzt. ROMMEL entkam dem Angriff knapp, da er nur eine Stunde, bevor die Bomben fielen, das Hauptquartier der ›Panzergruppe West‹ verlassen hatte.

General GEYRs Stab wurde in der Nachkriegszeit vorgeworfen, man hätte aufgrund fehlender Westerfahrung sträflicherweise die Tarnung des Hauptquartiers vernachlässigt. »Vier große Funklastwägen, mehrere Büroanhänger und Zelte seien in der freien Natur gestanden und hätten die vorbeifliegenden alliierten Aufklärerpiloten ohne Zweifel auf die Wichtigkeit des Objekts hingewiesen.«[1] Beweise für diese Theorie fehlen bis heute.

Andere sagen, die alliierte Funkaufklärung und ›Ultra‹-Codebrecher in London hätten das Hauptquartier von GEYR eingepeilt. Merkwürdigerweise fehlt in den maßgeblichen alliierten Berichten über Operation Ultra‹ der Hinweis, daß man diese Entdeckung tatsächlich ›Ultra‹ zu verdanken gehabt hätte.[2] Man kann davon ausgehen, daß sich die Verfechter von ›Ultra‹ gerühmt hätten, GEYRs Hauptquartier gefunden zu haben, wenn ›Ultra‹ wirklich allein das Hauptquartier lokalisiert hätte.

Es muß deshalb bezweifelt werden, ob mangelnde Tarnung oder ›Ultra‹ den Ausschlag gab. Einiges spricht dafür, daß die entscheidenden Hinweise auf das Hauptquartier auch von deutscher Seite gekommen sein könnten.

Dies wäre nicht einmal ein Einzelfall gewesen, sondern hatte im Westen Methode. Tatsächlich gab es später den – gescheiterten – Versuch der Alliierten durch einen ähnlichen ›Enthauptungsschlag‹ im März 1945 das deutsche Oberkommando an der Rheinfront auszuschalten, auch hier ist deutscher Verrat mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Generalfeldmarschall Albert KESSELRING berichtete,[3] daß er, kaum daß er den Oberbefehl im März 1945 im Westen übernommen hatte, beinahe Opfer eines alliierten Luftangriffes wurde. Dies geschah während einer Aussprache KESSELRINGs mit Rüstungsminister SPEER und dem Rüstungsindustriellen ROECHLING. Der Gegner mußte hier nach KESSELRING, wie in drei (!)

[1] Samuel W. MITCHAM jr., *The Desert Fox in Normandy,* Cooper Square 2001, S. 109 f.

[2] Frederik WINTERBOTHAM, *Aktion Ultra. Deutschlands Code Maschine half den Alliierten siegen,* Moewig, Rastatt 1984, S. 138-146.

[3] Albert KESSELRING, *Soldat bis zum letzten Tag,* Bublies, Schnellbach 2000, S. 363.

früheren Angriffen auf seine Hauptquartiere in Italien, die Einrichtung und Gewohnheiten seines Stabes genau gekannt haben. Führten doch die ersten Jabo-Angriffe gegen die vollbesetzten Speiseräume und KESSELRINGs Schlaf -und Arbeitszimmer. Hier war, wie einige Monate vorher in der Normandie, kein ›Ultra‹, sondern gezielter Verrat am Werk.

Der ›Enthauptungsschlag‹ gegen GEYRs Panzergruppe hatte sein Ziel vollständig erreicht. Der Gegenangriff wurde abgesagt.

Nachdem der schwerverletzte Panzerkommandeur Baron GEYR VON SCHWEPPENBURG die Westfront in Richtung Lazarett hatte verlassen müssen, übernahm SS-Obergruppenführer Sepp DIETRICH zeitweise das Kommando der ›Panzergruppe West‹ und stellte sofort alle Gegenangriffe ein. Die Alliierten hatten es geschafft!

Alle Augen richteten sich jetzt auf den Sektor von Carentan, wo deutsche Fallschirmjäger das 7. amerikanische Corps am ›Utah‹-Strand immer noch hinderten, sich mit dem Rest der 21. Armeegruppe zu vereinigen. Hier sollte die letzte der OKW-Reservetruppen, die 17. SS-Panzergrenadierdivision ›Götz von Berlichingen‹, das Unmögliche erreichen und im Zusammengehen mit den Fallschirmjägern des Barons VON DER HEYDTE die Amerikaner bis ins Meer zurückwerfen.

Das II. SS-Panzerkorps: Fehlplanung oder Sabotage?

Als Anfang 1943 das I. SS-Panzerkorps im Zusammenhang mit der Krise um Stalingrad nach Rußland geworfen wurde, entstand eine Lücke im Westen. Man entschloß sich deshalb zur Aufstellung eines II. SS-Panzerkorps. Dazu wurden die 9. SS-Panzergrenadierdivision ›Hohenstaufen‹ und die 10. SS-Panzergrenadierdivision ›Frundsberg‹ aus den Jahrgängen 1924-1926 gebildet. Im November 1943 wurden beide SS-Panzergrenadierdivisionen in Panzerdivisionen umgegliedert. Ihr Ausbildungsstandard im Frühjahr 1944 galt als gut genug, um der bevorstehenden Aufgabe der Invasionsabwehr gerecht zu werden.

Im Winter 1943/44 war das IL SS-Panzerkorps in die Normandie verlegt worden und stellte eine Bedrohung für die Landungstruppen dar. Aber auch hier sollte alles anders kommen. Im Osten war die erste Panzerarmee in der Ukraine eingeschlossen worden, und Generalfeldmarschall Erich Fritz VON MANSTEIN forderte dringend Hilfe, um die Einschließung zu beenden. Nun entschied sich das Oberkommando der Wehrmacht, für diesen Entsatzangriff das II. SS-Panzerkorps einzusetzen. Dies geschah gegen die Meinung von Adolf HITLER, der

dieses Korps in seiner ursprünglichen Aufgabe in Frankreich belassen wollte. Wir wissen nicht, wer den Vorschlag zur Wegverlegung des II. SS-Panzerkorps im OKW populär gemacht hat. Nachdem HITLER Feldmarschall VON MANSTEIN am 25. März 1944 das II. SS-Panzerkorps zugesagt hatte, wurde es in Bahn-Eiltransporten in den ersten Apriltagen 1944 ins winterliche Galizien verlegt. Dort erbrachte das II. SS-Panzerkorps eine schnelle Bereinigung der schwierigen Lage. Mit ihrem Entsatzangriff auf Tarnopol durch die SS-Panzerdivision ›Hohenstaufen‹ und der Wiederherstellung der Verbindung zu der eingeschlossenen 1. Panzerarmee (Hube-Kessel) durch die SS-Panzerdivision ›Frundsberg‹ wurde ein voller Erfolg erzielt.

Nach Abschluß der Kämpfe wurden die beiden Panzerdivisionen aber nicht sofort wieder nach Frankreich zurückverlegt, wo die Invasion immer drohender bevorstand, sondern verblieben weitgehend untätig an der Ostfront. Die Divisionen faßten dies als Ruhezeit auf und setzten ihre Ausbildung, verbunden mit sporadischer Partisanenbekämpfung, fort. Merkwürdig!

So kam es, daß, als die Invasion am 6. Juni 1944 begann, das II. SS-Panzerkorps nicht vor Ort war. Wieder kann die Frage gestellt werden, ob Fehlplanung oder Sabotage vorlag.

Viel zu spät traf nun der Verlegungsbefehl in den Invasionsraum bei beiden SS-Panzerdivisionen ein. Es erfolgten Blitzverladungen auf die Eisenbahn Im Großraum Lemberg, während ein Vorkommando unter dem Divisions-Intendant der Division ›Hohenstaufen‹, SS-Sturmbannführer Helmut THÖLE, bereits in Frankreich war, um den Rückverlegungsweg, der nun durch die alliierten Luftwaffen, Partisanentätigkeit und Brückensprengungen verzögert wurde, zu bewerkstelligen.

Die Verschiebung des II. SS-Panzerkorps an die Westfront, die nur wenige Tage vorher ohne Probleme möglich gewesen wäre, dauerte am Ende Wochen. Erst Ende Juni 1944 trafen die beiden Divisionen in ihren befohlenen Bereitstellungsraum ein, wo sie ab 29. Juni 1944 eingesetzt wurden. Über 20 Tage zu spät!

Entgegen den Plänen ROMMELS, den feindlichen Brückenkopf im Raum Bayeux zu spalten und die Engländer von ihrem Nachschub abzuschneiden, hatte General DOLLMANN, der Oberbefehlshaber der 7. Armee, eine Zweckentfremdung des erst im Anmarsch befindlichen und nunmehr mit seinen vordersten Einsatzteilen zur Umgruppierung gezwungenen II. SS-Panzerkorps erreicht. Es sah wie eine Wiederholung der SPEIDELschen ›Methode 6. Juni‹ aus. Zweimal rief DOLLMANN HAUSSER an und erteilte ihm den Befehl, bei der Verteidigung von

Caen einzugreifen, zweimal widerrief er danach. Auch die berechtigten Einwände des kommandierenden Generals SS-Gruppenführer Paul HAUSSER ließ ›man‹ unbeleuchtet. Statt dessen mußte das II. SS-Panzerkorps bei Caen gegen die Engländer antreten. Eine der vielen Fehlentscheidungen, sie seit der Landung vom 6. Juni 1944 von der höheren deutscher Führung in Frankreich getroffen wurden!

HAUSSER hatte um einen Aufschub des Befehls gebeten, um einen richtigen Angriff vorbereiten zu können, mit dem Ziel, den schmalen gefährdeten britischen ›Finger‹ an beiden Seiten abzuschneiden. Dies wäre einer Katastrophe für die Alliierten nahegekommen. Statt dessen bestand DOLLMANN auf einem sofortigen Eingreifen des II. SS-Panzerkorps in Form eines frontalen Anrennens bei Caen.[1]

[1] David IRVING, *Schlacht um Europa,* DSZ, München 2004, S. 144.

Verrat mit im Spiel? Der große Gegenschlag gegen den englischen Brückenkopf vom 29. Juni 1944

Nach wochenlangen Verzögerungen sollte es am 29, Juni 1944 zu dem von den deutschen Kommandeuren immer wieder geforderten großen Gegenschlag kommen. Tatsächlich hing das Schicksal des britischen Landungskopfes von dem Ausgang dieses deutschen Gegenangriffs ab.[2-4]

Die Deutschen hatten für dieses Unternehmen acht Panzerdivisionen zusammengezogen. Allerdings waren drei dieser Divisionen durch die Verluste früherer Kämpfe bereits stark geschwächt, und die restlichen Panzerdivisionen waren noch nicht mit allen Teilen im Einsatzraum angelangt. Dennoch wurde der Angriffsbefehl von DOLLMANN erteilt.

Als der Angriff begann, waren die Feldmarschälle ROMMEL und VON RUNDSTEDT nicht mehr an der Invasionsfront, sondern zu Gesprächen mit HITLER nach Berchtesgaden abgefahren. Der Kommandeur der 7. Armee, General Friedrich DOLLMANN, hatte noch vor Anlaufen der deutschen Offensive Selbstmord begangen. War dies nur ein schlechtes Vorzeichen für den Angriff, oder steckte mehr dahinter?

Am Donnerstag, dem 29. Juni, mußte der für 6:00 Uhr geplante Angriffsbefehl für das II. SS-Panzerkorps verschoben werden, denn seine Panzerverbände hatten durch schweres Artilleriefeuer und Bombenangriffe nur verspätet ihre Bereitschaftsräume beziehen können. Um 14:00 Uhr begann der Angriff durch die 9. SS-Panzerdivision ›Hohenstaufen‹, unterstützt durch das 19. und 20. SS-Panzergrenadierregiment, der zunächst schnell an Boden gewann.

[2] Kenrteth MACKSAY, *Rommel. Schlachten und Feldzüge,* Motorbuch, Stuttgart 1982, S. 287 f.

[3] Janusz PIEKALKIEWICZ, *Invasion, Frankreich 1944,* Südwest, München 1979, S. 164.

[4] MIHAG-Schweiz, »Das II. SS-Panzerkorps im Abwehrkampf gegen die alliierte Invasion«, in: *Der Freiwillige,* 7/2004, S.14.

Erst eine halbe Stunde später konnte auch die 10. SS-Panzerdivision ›Frundsberg‹ antreten. Dann ereignete sich die Katastrophe! Wie beim ›Unternehmen Capri‹ bei Medenine in Nordafrika im Jahre 1943 rollten nun auch an der Invasionsfront deutsche Panzerdivisionen massiert gegen britische Abwehrstellungen, in denen man auf den deutschen Angriff bereits bestens vorbereitet war, und wie im Jahre 1943 scheiterten die Deutschen erneut vor dem feurigen Wall des britischen Abwehrfeuers. Die Angreifer kamen auch diesmal kaum auf Einsatzreichweite ihrer Waffen an die im Schutz von Buschreihen gut getarnten Feuerstellungen stehender britischer Panzer und Pakgeschütze heran. Als der deutsche Angriff noch in zunehmend schweres britisches Schiffsartilleriefeuer geriet, wurde das II. SS-Panzerkorps in die Verteidigung gedrängt.

Die Division ›Hohenstaufen‹ konnte zuvor die befohlenen Orte kurzfristig erobern, sie gingen aber bis zum Abend infolge der massiven englischen Gegenangriffe wieder verloren.

Der Division ›Frundsberg‹ gelang es, die strategisch wichtigen Höhen 112 (der ›Tote Mann‹-Hügel im Zweiten Weltkrieg) und 113 mühsam zu erobern. Die gesteckten Ziele erreichten beide Divisionen am Ende nicht, auch die Nachtangriffe führten zu keinen Erfolgen.

Zum Scheitern des deutschen Gegenangriffs trug auch die Artillerieüberlegenheit der Alliierten bei. Während die Engländer auf jeden deutschen Artillerieschuß mit 20 eigenen Abschüssen antworten konnten, mußte die Artillerie des II. SS-Panzerkorps teilweise selbst ihre Munition aus dem Raum Paris herholen: ein Nachschubversagen zu einem entscheidenden Zeitpunkt, obwohl eigentlich genug Vorräte vorhanden waren.

Wie vorher bei Medenine, war es offensichtlich, daß die deutsche Offensive lange vorher an die Engländer verraten worden war.

Auffälligerweise enthalten die ›Ultra‹-Funkaufklärungsberichte erst in der Nacht zum 28. Juni einen Hinweis auf die geplante große Gegenoffensive, so daß die rechtzeitigen Vorwarnungen wohl aus einer anderen Quelle stammten.[1] In diesem Zusammenhang könnte auch der Selbstmord des Oberbefehlshabers der 7, Armee, General DOLLMANN, eine neue Bedeutung erhalfen. Auffallenderweise wurde der Selbstmord General DOLLMANNs von der 7. Armee HITLER gegen-

---

[1] Frederik WINTERBOTHAM, *Aktion Ultra, Deutschlands Code-Maschine halt den Alliierten siegen,* Moewig, Rastatt 1984, S. 142 f. WINTERBOTHAM schrieb dann auch, daß nur die Luftwaffe der Engländer den abgefangenen Funkspruch rechtzeitig ausnutzen konnte. Für den Aufbau von tiefgestaffelten Pakfronten, wie sie hier vorlagen, hätte dies nicht ausgereicht.

über als Schlaganfall dargestellt.[1] Dies taucht heute immer noch im Großteil der militärischen Literatur über den Zweiten Weltkrieg auf.

Fazit über den ausgebliebenen deutschen gepanzerten Gegenstoß

Nach der unterbliebenen rechtzeitigen Alarmierung der deutschen Küstenverteidigung war der Verzicht auf den im deutschen Kriegsplan vorgesehenen und von den Alliierten gefürchteten Gegenstoß deutscher Eingreifreserven an den Strand gleich nach der Landung der zweite verhängnisvolle ›Fehler‹ der Deutschen.

Wiederholt wurde dieser gepanzerte Gegenstoß durch Fehlverhalten bestimmter Leute in der eigenen Führung verzögert und verzettelt obwohl die dafür notwendigen gepanzerten Streitkräfte bereitstanden.

1954 versammelten sich amerikanische, englische und deutsche Offiziere, die an den Kämpfen in der Invasionsschlacht teilgenommen hatten, in der Normandie und diskutierten über die damaligen deutschen Erfolgsaussichten. Das einhellige Ergebnis war, daß es bei rechtzeitigem Einsatz der gepanzerten Reserven einen deutschen Sieg »mit ziemlicher Sicherheit« gegeben hätte.[2]

Den Westalliierten hätten trotz gründlichster Vorbereitungen und komplizierter Täuschungsmanöver weder ihre vielfache materielle Überlegenheit noch die totale Luft- und Seeherrschaft ohne die »merkwürdige Lähmung der deutschen Gegenmaßnahmen« zum Sieg gereicht!

---

[1] Auffällig am Tod von Generaloberst DOLLMANN ist, daß er sich nicht erschoß, sondern Gift nahm. Dies spricht gegen eine Affekthandlung. So konnten Zyankalikapseln nur aus speziellen Labors bezogen weiden. HITLER hatte in Funksprüchen in der Nacht vorn 28. auf den 29. Junin 1944 DOLLMANN für den frühen Verlust von Cherbourg verantwortlich gemacht, und nun drohte dem Generaloberst auch eine Untersuchung durch das OKW.

[2] Bernhard ZÜRNER, *Hitler. Feldherr wider Willen?,* Vowinckel, Stegen 2001 S. 335.

Abt. 5: Der Brückenkopf ist etabliert oder: Verrat auf der Halbinsel Cotentin

Wie Carentan verlorenging

Der Ausgang der Schlacht um Carentan war nach der Etablierung der alliierten Brückenköpfe in der Normandie das erste Warnzeichen, daß die Normandieinvasion für die Deutschen unglücklich ausgehen würde.

Schon vor Beginn der Invasion war den Deutschen klar, daß Carentan eine Schlüsselrolle im Falle einer alliierten Landung in der Normandie spielen würde. Ein erfolgreicher Besitz dieser an der engsten Stelle der Halbinsel Cotentin gelegenen Stadt würde wie ein Sperriegel gegen ein weiteres Vordringen möglicher Invasionstruppen wirken. Um diese Möglichkeit auszuschalten, hatte Generalfeldmarschall ROMMEL das 6. Fallschirmjägerregiment unter Oberst Baron VON DER HEYDTE dorthin verlegt. Das 6. Fallschirmjägerregiment galt mit seinen 3000 Männern als das härteste deutsche Fallschirmjägerregiment. Ihm wurde die Aufgabe zugedacht, gelandete Invasionstruppen so lange aufzuhalten, bis ein kurz danach einsetzender Gegenstoß gepanzerter deutscher Kräfte erfolgen könne. Glaubt man den Aussagen seines ehemaligen Kommandeurs Baron VON DER HEYDTE, hatte Generalfeldmarschall ROMMEL dem 6. Fallschirmjägerregiment auch eine feste Rolle im Falle eines Aufstandes des Westheeres gegen HITLER zugedacht.[1,2]

[1] Charles WHITING, *The March on London,* Pen & Sword 1996, S. 10-24.

[2] Samuel W. MITCHAM Jr., *The Desert Fox in Normandy,* Cooper 2001, (›Götz von Berlichingen‹), S. 125.



Nach der Etablierung der Landebrückenköpfe waren die Alliierten bestrebt, einen einzigen Brückenkopf zu bilden. Hier kämpfen sich alliierte Soldaten von Dorf zu Dorf, um einen Brückenkopf zu erweitern.



Die Schlacht um Carentan vom 8. bis 15. Juni 1944 forderte viele Opfer auf beiden Seiten. Hier Verwundetennest mit Soldaten des 6. Fallschirmjägerregiments und der 17. SS-Panzergrenadierdivision ›Götz von Berlichingen‹.

Gleich nach Beginn der alliierten Luftlandungen alarmierte Baron VON DER HEYDTE seine Einheit und setzte sie zuerst überaus erfolgreich gegen die amerikanischen Fallschirmjäger ein. Durch engagierte Gegenangriffe brachte er diese mehrfach bis an den Rand der Niederlage. Am Abend des dritten Tages sah es sogar so aus, daß VON DER HEYDTEs Fallschirmjäger im Begriff waren, die amerikanischen Kollegen von der 82. Airborne Division aus dem schon gleich nach der Landung von ihnen eroberten Städtchen St. Mère-Eglise zu vertreiben. Am Ende siegte aber auch hier die alliierte Übermacht, denn während die Amerikaner laufend Nachschub an Personal und Material erhielten, konnte Oberst VON DER HEYDTE seine eigenen Verluste nicht ausgleichen. Der Nachschub blieb aus! So kam es, daß das 6. Fallschirmjägerregiment, das den Sieg schon vor Augen hatte, sich immer mehr in die Defensive zurückziehen mußte und nur darauf hoffen konnte, die Stadt Carentan so lange zu halten, bis der versprochene Gegenstoß deutscher Panzer erfolgen würde. Schließlich standen den 3000 verbliebenen ›grünen Teufeln‹ drei größere amerikanische Kampfeinheiten gegenüber: die 82. und 101. Luftlandedivision und die 90. US-Infanteriedivision mit über 30 000 Soldaten. Auf die verzweifelten Hilferufe des Fallschirmjägerregiments antwortete das Hauptquartier des 84. deutschen Korps lakonisch, daß »Fallschirmjäger nur Messer brauchen«.

Auf wütende Antworten des Barons VON DER HEYDTE schickte das 84. Korps schließlich doch eine Nachschubkolonne mit dringend benötigter Mörsermunition. Allerdings hatten sie falsches Kaliber und waren für französische Beutegranatwerfer gedacht. Zu ihrem Glück konnten sich die findigen Fallschirmjäger mit einer Notmaßnahme behelfen, indem sie die zu kleinen Mörsergranaten mit Tüchern umwickelten und so erfolgreich aus den Rohren ihrer 8 cm-Granatwerfer 34 verschießen konnten.

War dieser Nachschubirrtum Zufall? Tatsächlich hatten die deutschen Truppen beim Einmarsch in Frankreich große Mengen des französischen Granatwerfers Stokes-Brandt im Kaliber 81,4 mm erbeutet. Der Stokes-Brandtwerfer war aber vor dem Krieg der Marktführer in Europa für Infanteriemörser, und sein Kaliber von 81,4 mm war das gleiche, wie es auch die Wehrmacht gewählt hatte. Damit war die Munition der verschiedenen Länder voll austauschbar. Die Deutschen hatten aber auch kleine Mengen der französischen 5 cm-Granatwerfer 203 (F) und 6 cm-Granatwerfer 225 (F) erbeutet. Diese kleinen leichten Waffen wurden aber nur in geringer Zahl erbeutet und von Garnisonstruppen der Besatzungsmacht oder anderen Truppen der zweiten Linie aufgebraucht. Fronttruppen verwendeten sie nicht.



Werner OSTENDORFF (1903-1945).

Daß die deutsche Nachschubkolonne gerade die Munitionen für diese kleinen Granatwerfer ins umkämpfte Carentan brachte, kann kaum mit Verwechslungen oder anderen, im Streß des Gefechtes getroffenen Entscheidungen gerechtfertigt werden. Jeder Nachschuboffizier wußte, daß diese Munitionssorten an der Front nicht eingeführt waren. In der darauffolgenden Nacht gelang es der deutschen Luftwaffe, eine Staffel der alten dreimotorigen Transporter Junkers Ju 52 in einem wagemutigen Nachtflug trotz der alliierten Radarnachtjäger bis in das umkämpfte Carentan zu schicken. Die Transporter warfen Nachschubbehälter an Fallschirmen für die deutschen Fallschirmjäger ab. Als Oberst VON DER HEYDTES Männer unter Einsatz ihres Lebens einige davon aus den Sümpfen des umgebenden Niemandslandes geborgen hatten, machten sie eine makabre Entdeckung: Die am Fallschirm abgeworfenen Container enthielten nicht nur die so knappe Munition für Handfeuerwaffen und Mörser, sondern im mindestens einen Fall sogenannte ›Pariser‹, wie man damals Kondome bezeichnete. Baron VON DER HEYDTE kommentierte dieses Beispiel von ›Humor‹ der Transportoffiziere mit folgenden Worten: »Was sollen wir nach Meinung des Korps-Hauptquartiers tun – uns den Weg herausfikken?«[1]

Kurz danach begann Baron VON DER HEYDTE die Stadt Carentan zu

[1] Dies erinnert an Vorfälle in Stalingrad, als an einem Tag ein Dutzend Kisten mit Präservativen eingeflogen wurden. Verantwortlich war damals Oberst FINCKH, der auch in der Normandie Regie führte. Siehe: Hans MEISER, *Verratene Verräter*, Druffel, Stegen 2006, S. 232.

räumen. Am Nachmittag des darauffolgenden Tages, als frische amerikanische Truppen bereits fest in der Stadt etabliert waren, traf Oberst VON DER HEYDTE bei Erkundung von Rückzugsstellungen auf SS-Generalmajor Wernher OSTENDORFF, den Kommandeur der 17. SS-Panzergrenadierdivision ›Götz von Berlichingen‹, und seinen Stabschef, die sich in ihrem sauber geputzten und glänzenden Stabswagen bis vor die amerikanischen Stellungen zu einer Aufklärungsfahrt gewagt hatten. Brigadeführer OSTENDORFF befehligte die Entsatztruppe, die das 6. Fallschirmjägerregiment ablösen und die Amerikaner wieder bis zur Küste zurücktreiben sollte. Die Zeit für die deutschen Verteidiger von Carentan war jetzt aber abgelaufen, denn noch während sich die Teile der 17. SS-Panzergrenadierdivision zu einem Gegenangriff sammelten, ließ VON DER HEYDTE die restlichen Stadtbezirke räumen. Bis heute wird in der Kriegsgeschichte darüber gestritten, ob dieser Rückzug aus der Schlüsselposition Carentan notwendig war. Es besteht aber kein Zweifel daran, daß dieser nicht autorisierte Rückzug ein schwerer Schlag für die deutsche Armee der Normandie war. Brigadeführer OSTENDORFF mußte feststellen, wie weit die Amerikaner schon vorgedrungen waren, und er entschloß sich, seine Division schnellstmöglich zum Gegenangriff antreten zu lassen, auch wenn sie noch nicht ganz versammelt war.



Friedrich August Freiherr VON DER HEYDTE.



Die 17. SS-Panzergrenadierdivision ›Götz von Berlichingen‹ war eine personell mit mehr als 17 000 Soldaten vollständig ausgestattete Divi-



Das typische Gelände der Halbinsel Cotentin mit ihren Sümpfen- und Heckenlandschaften bot Möglichkeiten für alliierte Scharfschützen, auch und besonders beim im Morgengrauen gestarteten deutschen Gegenangriff vom 12. Juni, bei dem die ›Götz von Berlichingen‹ viele Männer durch Kopfschüsse verlor. Aus: Jean-Claude PERRICAULT U. Rolf MEISTER, *Götz Berlichingen*, Bd. 1, Hemdal, Bayeux.

sion, aber ihr mangelte es an Ausrüstung. Vier ihrer 6 Grenadierbataillone waren nur mit improvisierten Transportern (meist italienischen Fahrzeugen) motorisiert, und zwei Bataillone waren nur mit Fahrrädern ausgestattet. Das Panzerbataillon der Division besaß keine Tanks, aber wenigstens hatte ihr Panzerabwehrbataillon 37 moderne Selbstfahrlafetten.

Nach Aussagen ehemaliger Divisionsangehörigen wußte OSTENDORFF, daß es ein harter Kampf werden würde, aber er verließ sich auf die feste Zusage der Heeresgruppe B, daß der Division rechtzeitig während der Nacht schwere Artillerie zugeführt werden sollte, um die Amerikaner aus ihren vorbereiteten Abwehrstellungen zu vertreiben.[1]

[1] Aussage Zeitzeuge ›Hagen‹ vom 10. November 2003 gegenüber dem Verfasser.

Alsbald kamen während der Nacht schwere Transportkolonnen mit Sattelschleppern an, die die Heeresgruppe B zur Unterstützung geschickt hatte. Am nächsten Morgen herrschte jedoch helle Empörung unter den SS-Soldaten. Tatsächlich hatte man ihnen nicht die fest zugesagte schwere Artillerie geschickt, sondern die Kolonnen hatten statt dessen Landepontons geliefert. Brigadeführer OSTENDORFF tobte und rief aus: »Sollen wir denn nach England übersetzen?«

So kam es, wie es kommen mußte: Ohne Artillerie und Panzer griffen die bis dahin eingetroffenen Teile der Division ›Götz von Berlichingen‹ und die Überlebenden des 6. Fallschirmjägerregiments mit großem Elan die amerikanischen Stellungen an. Gegen dreifache Übermacht gelang es, sich wieder in Außenbezirken von Carentan festzusetzen und bis auf 5 Kilometer ans Meer vorzustoßen. Mit ihren Ferngläsern konnten die SS-Soldaten bereits den Nachschubverkehr an den Landungsstränden beobachten. Schließlich stoppten eingegrabene US-Truppen, alliierte Schiffsartillerie und Luftwaffe den Gegenangriff der ›Götz von Berlichingen‹ und des 6. Fallschirmjägerregiments, und man mußte unter schweren Verlusten die bereits gewonnenen Positionen wieder räumen.

Es dürfte sicher sein, daß die Verschwörer einen Anteil am alliierten Sieg vor Carentan hatten, in dem sie den Nachschub für die Verteidiger im entscheidenden Moment blockierten oder durch falsche Lieferungen den Gegenangriff sabotierten.

Der Fall von Carentan bedeutete, daß die Anglo-Amerikaner nun einen einzigen großen Brückenkopf besaßen, der von dem englischen Luftlandebrückenkopf östlich des Flusses Orne bis nach Montebourg ging, das 16 Meilen südöstlich von Cherbourg lag. Die Amerikaner waren so in der Lage, sich über die Halbinsel Cotentin auszubreiten und Cherbourg nach Nordwesten zu isolieren.

Noch heute geraten überlebende Angehörige der Division ›Götz von Berlichingen‹ in Wut, wenn sie die Geschichte der anstelle von Artillerie gelieferten Landepontons erzählen, was mitverantwortlich für den hohen Blutzoll der Division bei ihrem Gegenangriff war. Offensichtlich fühlte man sich auf seiten der Verschwörer so sicher, daß man glaubte, diese Art von ›merkwürdigen Humor‹ ungestraft zur Schau stellen zu können.

Der große Hafen: Cherbourg, im Sommer 1944, erstes wichtiges Ziel der Alliierten

US-Army-Bericht 1946, Interviewers note: »Adm. DÖNITZ made some other speculations about the surrender of Cherbourg, but since they were only speculations which are not in agreement with the testimony of officers close to the scene, they have been omitted.«

(Adm. DÖNITZ äußerte einige weitere Spekulationen über die Kapitulation von Cherbourg, aber da es sich dabei nur um Spekulationen handelte, die nicht mit den Aussagen von anderen Offizieren übereinstimmten, die näher am Geschehen dran waren, wurden sie weggelassen).

Am 26. Juni 1944 kapitulierte die Seefestung Cherbourg vor den Amerikanern, völlig überraschend für HITLER, das OKW und Feldmarschall ROMMEL. Die Reste einzelner Widerstandsnester hielten, auf



Luftaufnahme der strategisch wichtigen Hafenstadt Cherbourg im Jahre 1944.

sich allein gestellt, noch bis zum 30. Juni aus. Im Vergleich zu den schlechten Erfahrungen, die die Alliierten später mit den Verteidigern der Hafenstädte Brest und St. Malo machen mußten, ergab sich die Besatzung des schwer befestigten Cherbourg nach ziemlich kurzem Kampf. Die Frage könnte auftauchen, warum die wichtige Bastion so schnell kapitulierte.

Die ›Merkwürdigkeiten‹ um Cherbourg wurden auch auf Bild dokumentiert. So erinnerte sich Rochus MISCH, HITLERs Leibwächter und Cheftelefonist, genau daran, wie im Sommer 1944 eine über Schweden zugegangene Fotoserie in der Reichskanzlei Furore machte. Darauf war zu sehen, wie ein hoher deutscher Wehrmachtbefehlshaber aus dem Raum Cherbourg lächelnd zwei alliierten Soldaten nach dem Fall der Festung zuprostete. Es hieß weiter, daß dieser Offizier mit seinen Kanonen kaum einen Schuß abgegeben habe. MISCH ist der wichtigste, noch lebende Augenzeuge aus der Umgebung des Führers und hat erst vor kurzem sein jahrzehntelanges Schweigen beendet.[1]

[1] Rochus MISCH, *J'étais garde du corps d'Hitler*, Le Cherce-Midi 2006, S. 163.

Entgegen allem, was heute über die Bedeutung der künstlichen Häfen, ›Mulberries‹ genannt, erzählt wird, war der Besitz des Hafens von Cherbourg mit entscheidend über Wohl und Wehe der Operation ›Overlord‹. Am 21. Juni hatte sich der ›Mulberry‹-Hafen B bei einem Orkan in seine Bestandteile aufgelöst, und zwei Tage vorher war der US-›Mulberry‹ bei Saint-Laurent durch denselben Sturm vernichtet worden. Der Tonnageverlust für die Alliierten belief sich auf ein Vielfaches des Invasionstages. Die ›schwimmenden Häfen vor der Kanalküste waren nur eine provisorische Lösung. General EISENHOWER schrieb in *Crusade in Europa:* »Wenn wir Cherbourg nicht rasch erobern und uns der Feind vorher zu stoppen vermag, dann könnte es sein, daß unsere Invasionsoperation zusammenbricht.«

Die deutschen Helfer des Generals waren auch hier von entscheidender Bedeutung, denn eine monatelange Belagerung der starken Seefestung konnten sich die nachschubhungrigen Invasionsarmeen nur schwer leisten.

In Stellungnahmen für die US-Army im Jahre 1946 sprachen Großadmiral Karl DÖNITZ und Konteradmiral WAGNER für das OKM (Oberkommando der Marine) in einem mündlich gegebenen Interview anscheinend eine so sensationelle These über die schnelle Kapitulation von Cherbourg aus, daß diese aus dem Interview völlig gelöscht wurde. Der amerikanische Interviewer gab als ›Rechtfertigung‹ bei der späteren Veröffentlichung an, daß es sich nur um Spekulationen gehandelt hätte, die nicht im Einklang mit den Aussagen anderer Offi-

ziere stünden, die näher am Geschehen dran gewesen wären. Er habe sie deshalb weggelassen. Es muß sich bei DÖNITZ' und WAGNERS Aussagen zu den Vorgängen um Cherbourg um eine äußerst problematische Sache für die Alliierten gehandelt haben, denn in vergleichbaren Fällen wurden in den Zusammenstellungen der US-Army die vom Gros der anderen abweichenden Meinungen Einzelner korrekt wiedergegeben. Hier war es anders. Der einzige Satz, der von DÖNITZ über die Hafenstadt Cherbourg veröffentlicht werden durfte, lautet: »Ich höre, daß die (deutschen) Matrosen in Cherbourg wütend über die Kapitulation des Heeres waren.«[1]

[1] David C. ISBY (Hg.), *The German Army at D-Day*, Greenhill (2004), S. 85 ff.

Auffallenderweise wurde über die Stellungnahme von DÖNITZ und WAGNER zur Invasion keine deutsche Zusammenfassung angefertigt, sondern nur eine englische Übersetzung, die nach den Worten der Herausgeber nicht hundertprozentig eine genaue wörtliche Wiedergabe darstellte.

Bei den anderen Interviews war dies aber sehr wohl der Fall, so daß sich die Frage stellt, was hier verheimlicht werden soll. Wird die echte deutsche Zusammenfassung nur versteckt, oder hatte man sie vernichtet?

Völlig im Gegensatz dazu wurde die Stellungnahme von Feldmarschall ROMMELS Generalstabschef, Hans SPEIDEL, als »Pillar of knowledge in the field of history of the Battle of Normandy« (auf deutsch: Als Grundpfeiler des Wissens auf dem Gebiet der Geschichte der Schlacht um die Normandie) bezeichnet. »Seine Weisheit als Individuum und Mensch, gebe seinem Report einen hervorragenden Wertstempel.« Wie schön das klingt!

General Hans SPEIDELS Normandiebericht gilt übrigens bis heute als Maßstab der Geschichtsschreibung über die Ereignisse im. Sommer 1944. Aber selbst die Amerikaner äußerten damals schon, daß SPEIDELS Memoiren »hervorragend überlegt« (d. h. ausgedacht?) seien, aber dennoch in vielen Punkten nicht unwidersprochen bleiben dürften.

Dessen ungeachtet gaben sie SPEIDEL den Wertstempel der Wahrhaftigkeit.

Wurde die Küstenartillerie von Cherbourg und anderswo sabotiert?

Als sich in den letzten Juni-Wochen 1944 die Kämpfe um die Festung Cherbourg näherten, sollten die deutschen Küstenbatterien das Herz der Verteidigung darstellen.



Der Kampf um das über dem Südeingang der Stadt Cherbourg liegende Fort du Roule. Es fiel am 25. Juni 1944.

Die Seezielartillerie der Seefestung war eine offenkundige Gefahr für die alliierten Kriegsschiffe, und als am 25. Juni 1944 zwischen 10:00 und 12:00 Uhr das alliierte Schiffsgeschwader mit Kreuzern, Schlachtschiffen, Zerstörern und Minensuchern vor der Festung auftauchte, erzwang das Abwehrfeuer der verbunkerten deutschen Geschütze den Rückzug der Flotte außerhalb der Reichweite der Verteidiger. Bis heute ist umstritten, wie viele alliierte Schiffe bei diesen Angriffen beschädigt oder sogar versenkt wurden.



Kämpfe in den Straßen von Cherbourg, das einen Tag später, am 26. Juni 1944 (General von SCHLIEBEN) kapitulierte.

Als aber an jenem Nachmittag Cherbourg von Land her angegriffen wurde, konnten sich die Seezielbatterien in der Folge nicht mehr an den Kämpfen beteiligen, weil alle ihre Kräfte für die Nachverteidigung eingesetzt werden mußten. Der merkwürdige deutsche Fehler in Cherbourg war, daß bei vielen Batterien der Infanterieschutz für die Nahverteidigung fehlte oder dort, wo vorhanden, bei Beginn der Kämpfe an wichtigeren (!) Abschnitten der Festung abgezogen wurde. So blieb den Soldaten an den Geschützen nur noch die Wahl, zwischen ihrer eigentlichen Aufgabe artilleristisch zu kämpfen oder im Infanteriekampf ihre Stellung so lange wie möglich gegen den von Land her anrückenden Gegner zu halten. Erst als sich aus ihren ursprünglichen Stellungen vertriebene deutsche Truppen in die Artilleriebunker der Batterien geflüchtet hatten, verbesserte sich die Lage, und die bis dahin überlebenden Batterien bekamen einen ausreichenden Eigenschutz.[1]

[1] R. Heinz ZIMMERMANN, *Der Atlantikwall von Dünkirchen bis Cherbourg,* Schild (1982), S. 1 74.

Aber nicht nur die Küstenartillerie bei Cherbourg litt unter merkwürdigen Schwächungen. Heute noch erzählen überlebende Veteranen der Invasionsschlacht erbittert, daß nur wenige Tage vor der alliierten Landung Zieleinrichtungen und Verschlüsse von eigens zum Beschuß von Seezielen geeigneten Geschützen ›auf Befehl von oben‹ nach Paris zur Inspektion geschickt werden mußten.[2] Auffällig ist aber, daß sich von den deutschen Küstenbatterien Gatteville (4 x 10,5 cm-Feldgeschütze mit erheblicher Feuerkraft), Pointe de Neville (4 x englische 9,4 cm-Flakgeschütze zum Seezielbeschuß geeignet), Seeadler (4 x französische 19,4 cm-Marine-Geschütze zum Seezielbeschuß) keinerlei Kampfberichte in deutschen und alliierten Archiven finden lassen. Bedeutet dies, daß diese drei Batterien zusammen in der Heeresküstenbatterie Graye bei Bayeux, über die ebenfalls keinerlei Berichte vorliegen, zu den Batterien gehörten, die sich wegen ihrer entfernten Zieleinrichtungen und Verschlüsse nicht aktiv am Kampf beteiligen konnten? Peinliche Fragen!

[2] Zeugenaussage Theodor MÜNZ vom 11. November 2003

Einzelne deutsche Verschwörer haben auch aktiv an der Einstellung des deutschen Widerstandes in der Festung Cherbourg mitgewirkt. Ein solcher Vorfall ereignete sich im Fall der Batterie ›Hamburg‹. Die Marinebatterie ›Hamburg‹ war mit ihren vier Marinegeschützen vom Kaliber 24 cm mit einer Höchstreichweite von 28 000 m einer der Hauptträger des Feuerkampfes in diesem Gebiet gegen die Beschießungsflotte der Alliierten. Sie erzielte Treffer auf alliierten Zerstörern und Kreuzern und zwang die alliierte Flotte, nach Norden aus dem Feuerbereich der Batterie abzudrehen. Durch die Landeoperationen der Amerikaner wurde die Batterie ›Hamburg‹ schließlich von Land her eingeschlossen

und nach heftigen Luftangriffen am 27. Juni mit Unterstützung von Panzerartillerie und Granatwerfern, von der 22. US-Infanteriedivision angegriffen. Nachdem der Angriff unter schweren Verlusten für die Angreifer abgewiesen, worden war, sprengte die deutsche Besatzung am 28. Juni alle Geschütze und ging in Gefangenschaft.

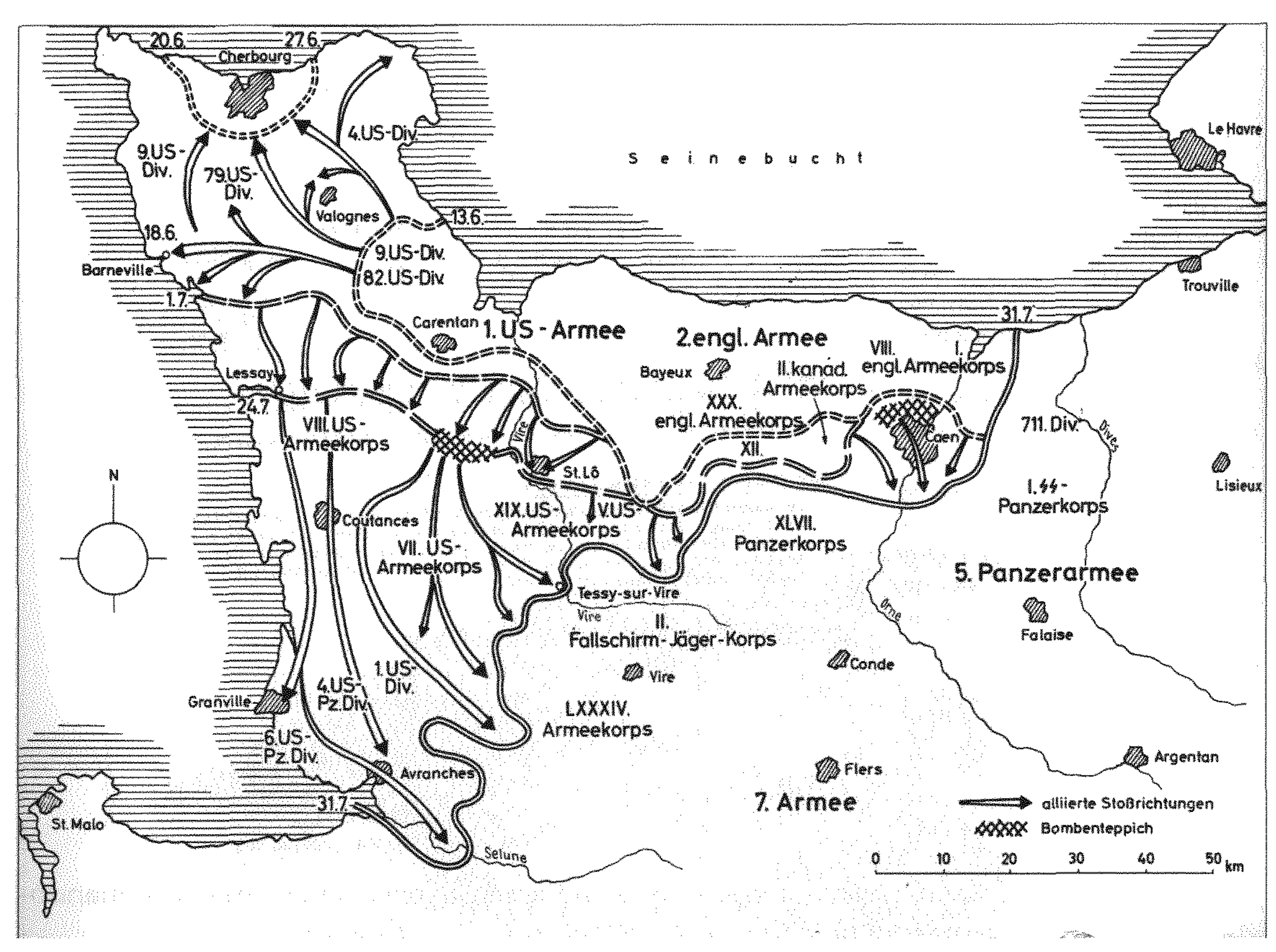
Unterschlagen wird in der heutigen Literatur aber, daß am 28. Juni 1944 ein Major des deutschen Heeres in der Batterie erschien und die Übergabe der Küstenbatterie ›Hamburg‹ von Batteriechef Oberleutnant Rudi GELBHAAR forderte. Nach wiederholter Weigerung und auf erneute Darlegung der taktischen Lage durch den höherrangigen Offizier entschloß sich Oberleutnant GELBHAAR, da er seit dem 26. Juni keine Verbindung zum Seekommandanten von Cherbourg mehr hatte, nach Sprengung der Geschütze zur Übergabe an die Alliierten. Die Küstenbatterie ›Hamburg‹ hätte sich noch längere Zeit gegen die Alliierten halten können, nachdem sich größere Teile von Heerestruppen auf die Batteriestellung zurückgezogen hatten, was die Verteidigungskraft der strategisch günstig gelegenen Stellung erheblich verstärkt hatte. So gingen nach der Intervention des deutschen Majors nach US-Berichten mit der Übergabe der Stellung 990 deutsche Soldaten in Gefangenschaft.

Ohne die Einnahme der Batterie ›Hamburg‹ wäre der Hafen von Cherbourg für den Nachschub der Alliierten wertlos gewesen.

Selbstverständlich ist bis heute der Name des die Übergabe der Batterie herbeiredenden deutschen Offiziers genauso im dunkeln geblieben wie der Weg, auf dem er in die Batterie gelangt ist (durch die amerikanischen Linien?). Wenn es sich um einen normalen Vorgang gehandelt hätte, wäre der Name dieses Mannes in der heutigen Geschichtsschreibung nach dem Motto: »Ein Held verhinderte unnötiges Blutvergießen« längst bekannt.

Nach dem Fall Cherbourgs; Hitlers Reaktion auf die alliierten Erfolge im Westen

Mitte Juni 1944 war klar, daß sich der Kampf in der Normandie zu einer beispiellosen Materialschlacht entwickelt hatte, der immer mehr an die Stellungskriege des Jahres 1918 an der Westfront erinnerte. Während die Alliierten ihre Verluste sofort durch ihre gewaltigen Materialreserven ersetzen konnten, war dies den Deutschen nicht möglich, zumal die Rote Armee am 22. Juni 1944 mit der Zerschlagung der ›Heeresgruppe Mitte« ihre größte und erfolgreichste Operation im gesamten Krieg begann. Der Zweifrontenkrieg – eigentlich war es ein



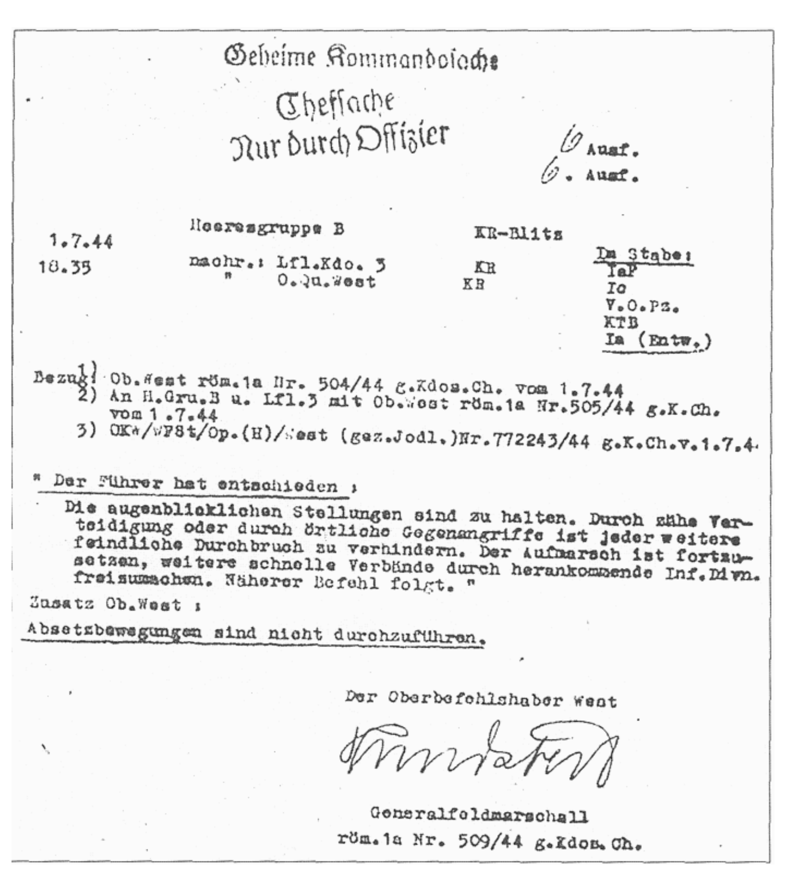
Die Lage in der Normandie vom 13. Juni bis 31. Juli 1944. Aus: Hans-Adolf JACOBSEN u. Hans DOLLINGER, *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. 3, Desch, München-Wien-Basel 1962.

Dreifrontenkrieg, wenn man die Italienfront mit einschließt – beeinflußte auch den Ausgang der Invasionsschlacht 1944!

HITLER wußte, wie wichtig eine erfolgreiche Etablierung der Westalliierten auf dem europäischen Festland war, und verfolgte die Front in Frankreich mit großem Unbehagen, Er konnte sich nach den Worten seines Adjutanten Nicolaus VON BELOW nur sehr schwer damit abfinden, daß die Alliierten im Westen die Initiative an sich gerissen hatten.

Als die Amerikaner Ende Juni 1944 den Hafen von Cherbourg eroberten, war HITLER über diesen Erfolg des Gegners sehr erbost. Wie schon einmal vorher nach der Abwesenheit vieler deutscher Kommandeure von ihren Dienststellen am Invasionsabend verlangte er erneut eine genaueste Untersuchung, wie es zum Verlust der Halbinsel Cotentin gekommen war. Selbstverständlich verlief erneut alles im Sande, und ein Ergebnis wurde nie bekannt.

Auch noch Wochen nach Beginn der alliierten Landung kam es an der Invasionsfront zu unübersichtlichen, oft einander widersprechen-



Geheime Kommandosache
Chefsache
Nur durch Offizier

6 Ausf.
6. Ausf.

1.7.44
18.35

Heeresgruppe B
nachr.: Lfl.Kdo. 3
" O.Qu.West

KR-Blitz
KR
KR

Im Stabe:
IaF
Ic
V.O.Pz.
KTB
Ia (Entw.)

Bezug: 1) Ob.West röm.1a Nr. 504/44 g.Kdos.Ch. vom 1.7.44
2) An H.Gru.B u. Lfl.3 mit Ob.West röm.1a Nr.505/44 g.K.Ch. vom 1.7.44
3) OKW/WFSt/Op.(H)/West (gez.Jodl.)Nr.772243/44 g.K.Ch.v.1.7.4

" Der Führer hat entschieden :

Die augenblicklichen Stellungen sind zu halten. Durch zähe Verteidigung oder durch örtliche Gegenangriffe ist jeder weitere feindliche Durchbruch zu verhindern. Der Aufmarsch ist fortzusetzen, weitere schnelle Verbände durch herankommende Inf.Divn. freizumachen. Näherer Befehl folgt. "

Zusatz Ob.West :

Absetzbewegungen sind nicht durchzuführen.

Der Oberbefehlshaber West

Generalfeldmarschall
röm.1a Nr. 509/44 g.Kdos.Ch.

»Halten um jeden Preis!« Nach dem Fall von Cherbourg erließ HITLER erstmals auch im Westen einen seiner von der Ostfront her bekannten ›Steherbefehle‹. Aus dem zweiten Teil des Befehls vom 1. Juli 1944 geht klar hervor, daß die Panzerdivisionen durch neu herankommende Infanteriedivisionen freigemacht werden sollten. Hätte man dies ausgeführt, wäre erneut eine Gefahr für die Invasion die Folge gewesen.

den Meldungen der verschiedenen Dienststellen und Kommandobehörden.

Nach Berichten von HITLERs Adjutant, Nicolaus VON BELOW, meldeten sich die SS-Verbände, obwohl in schwerste Kämpfe verwickelt, noch zuversichtlich. Anders klangen die Lageberichte VON RUNDSTEDTs, ROMMELs und VON SCHWEPPENBURGs (Oberbefehlshaber der Panzergruppe West), die den Zusammenbruch der Abwehrfront voraussagten. Auch um diese gegensätzlichen Standpunkte besser beurteilen zu können, zog HITLER seit den letzten Juni-Tagen Generalfeldmarschall Hans-Günther VON KLUGE zu allen militärischen Gesprächen auf dem Berghof zu. Die gemeinsamen Tage auf dem Obersalzberg verliefen nach Nicolaus VON BELOW in gutem Einvernehmen. HITLER hatte Vertrauen zu VON KLUGE, als er ihm am 1. Juli nach dem Verlust von Cherbourg die Nachfolge VON RUNDSTEDTs übertrug, nichts ahnend, daß Hans-Günther VON KLUGE Verbindung mit dem Widerstand hatte. Der sonst meist mißtrauische HITLER war zu diesem Zeitpunkt davon überzeugt, daß es dem neuen OB West gelingen würde, eine geschlossene Abwehrfront aufzubauen und zu halten. Er sollte sich täuschen.



Kapitel 4

Im Stich gelassen?
Das ›Versagen‹ von Luftwaffe und Marine in der Normandie

Flak in Fécamp nördlich von Le Havre, Beim alliierten Angriff auf Le Havre am 14. Juni 1944 erhielt die deutsche Flak sogar Schießverbot! Aus: Jean-Paul DUBOSO u. Max LEMAITRE, *Fécamp 1939-1945,* Bd. 2, Bertout (1996).

Abt. 1: Ohne Chance?
Das Schicksal der Kriegsmarine in der Normandie

Vor und nach der Landung:
Kannte die Kriegsmarine die Wahrheit?

Erst durch die Forschungen des Marinehistorikers Jak P. MALLMANN SHOWELL wurde bekannt, welch wichtige Rolle der Funkbeobachtungsdienst der deutschen Marine (B-Dienst) während des Zweiten Weltkriegs spielte.

Den Codeknackern der deutschen Kriegsmarine gelang verschiedentlich der Einbruch in die alliierten Marinegeheimschlüssel, und sie können als kleine deutsche Variante der alliierten Ultra-Funkaufklärung von Bletchley Park in England gelten. War seine Tätigkeit sonst auf den Seekrieg beschränkt, bekam der B-Dienst wegen der amphibischen Komponente der Normandieinvasion eine sehr starke potentielle Bedeutung für den Verlauf des gesamten Feldzugs.

Nur, im Unterschied zu Ultra, das die alliierte Gesamtstrategie während des Zweiten Weltkriegs fast völlig beherrschte, wollte im deutschen Oberkommando niemand die sonst so zuverlässigen Meldungen des B-Dienstes in die eigene Entscheidungsfindung einfließen lassen:

Dem B-Dienst war aufgrund seiner Marineradioentschlüsselungen und Richtungsmeßstationen aufgefallen, daß die Schätzungen des OKWs über den alliierten Aufmarsch ziemlich hoch waren und daß es mehr danach aussah, als wenn viele Einheiten doppelt gezählt würden. Tatsächlich war genau dies der Fall, was die Spezialisten des B-Dienstes sich natürlich nicht vorstellen konnten.[1]

Das OKW gab auch dem angeblichen alliierten Großaufmarsch im Raum Kent größte Beachtung und forderte hierüber Erkenntnisse an. Die Informationen des B-Dienstes konnten aber keine Anhaltspunkte dafür finden, daß es wirklich einen solchen Kräfteaufmarsch in Kent gab. Man stellte einwandfrei fest, daß statt dessen ein viel größerer Schiffsaufmarsch in den Räumen Portsmouth, Poole und Weymouth stattfand. Das angebliche Aufmarschgebiet zur Invasion des Pas-de-Calais war frei von bedeutsamen Schiffsbewegungen und sah im Vergleich zu den Aktivitäten im Raum Portsmouth geradezu wie verlassen aus.

Man hätte deutscherseits aus diesen Informationen schließen müssen, daß es keinen Aufmarsch von alliierten Invasionsstreitkräften im

[1] Jak P. MALLMANN SHOWELL, *German Naval Code Breakers,* Jan Allan 2003, S. 129-133.

Raum Kent gab und somit auch keine Invasion im Pas-de-Calais drohte. Dem Chef der SS-Jagdeinheiten, Otto SKORZENY, wurde Wochen vor der Landung von Admiral HEYE eine Liste der Marineexperten gezeigt, die die vermutlichen Landungsplätze, in der Wahrscheinlichkeit von 1 bis 10 klassifiziert, ausgab. Die Landung fand am 6. Juni an den ersten drei angegebenen Küstenstrichen statt.[1]

[1] Otto SKORZENY, *Meine Kommandounternehmen,* Universitas, München 1993, S. 174.

Dies paßte aber, wie weiter hinten dargelegt wird, hochstehenden Kreisen der deutschen Führung nicht ins Konzept, und man muß sich dort große Mühe gegeben haben, die eine Invasionsgefahr im Pas-de-Calais verneinenden Meldungen des B-Dienstes zu unterdrücken.

Wenige Tage nach der alliierten Landung gelang dem B-Dienst auch die Entzifferung des neuen alliierten ›D-Day Radiocode‹. Die deutschen Code-Spezialisten konnten nun die Tages- und Wochenberichte des obersten Landungskontrolloffiziers in der Normandie an seine Mutterdienststelle mitlesen. Man war nun über sämtliche in Frankreich angelangten Personen, Munitionsnachschub und Kriegsmaterialtransporte informiert.

Auch die schlimmen Folgen des Sturms vom 19. Juni für die Alliierten wurden vom B-Dienst sofort entdeckt und gemeldet. Dennoch erfolgte kein deutscher Gegenangriff zu Lande, um die verhängnisvolle Lage der Invasionstruppen auszunutzen. Wieder kommen Fragen auf.

Aufgrund der ziemlich zeitnah mitgelesenen alliierten Berichte war ein vollständiges Bild über die Stärke der alliierten Invasionsstreitkräfte in Frankreich entstanden. Diese Erkenntnisse hätten bei einer richtigen Würdigung durch das deutsche OKW zu der eindeutigen Erkenntnis führen müssen, daß in der Normandie die alliierte Hauptlandung auf dem Kontinent stattgefunden hatte.

Geheimwaffe Druckdosen-Seeminen: Die Invasion beenden, bevor sie beginnt …

»Es muß wohl ein für alle Zeiten unergründliches Rätsel bleiben, warum die Seine-Bucht und mit ihr die Normandieküstengewässer im Juni 1944 nicht bereits längst vermint waren …«, schrieb Helmut STUBNER, der Leiter der Wiener Militärgeschichtlichen Forschungsanstalt im Jahre 2002.[2]

[2] H. STUBNER, Das *Kampfflugzeug Heinkel He-177 Greiff,* Euro doc 2003, S. 246.

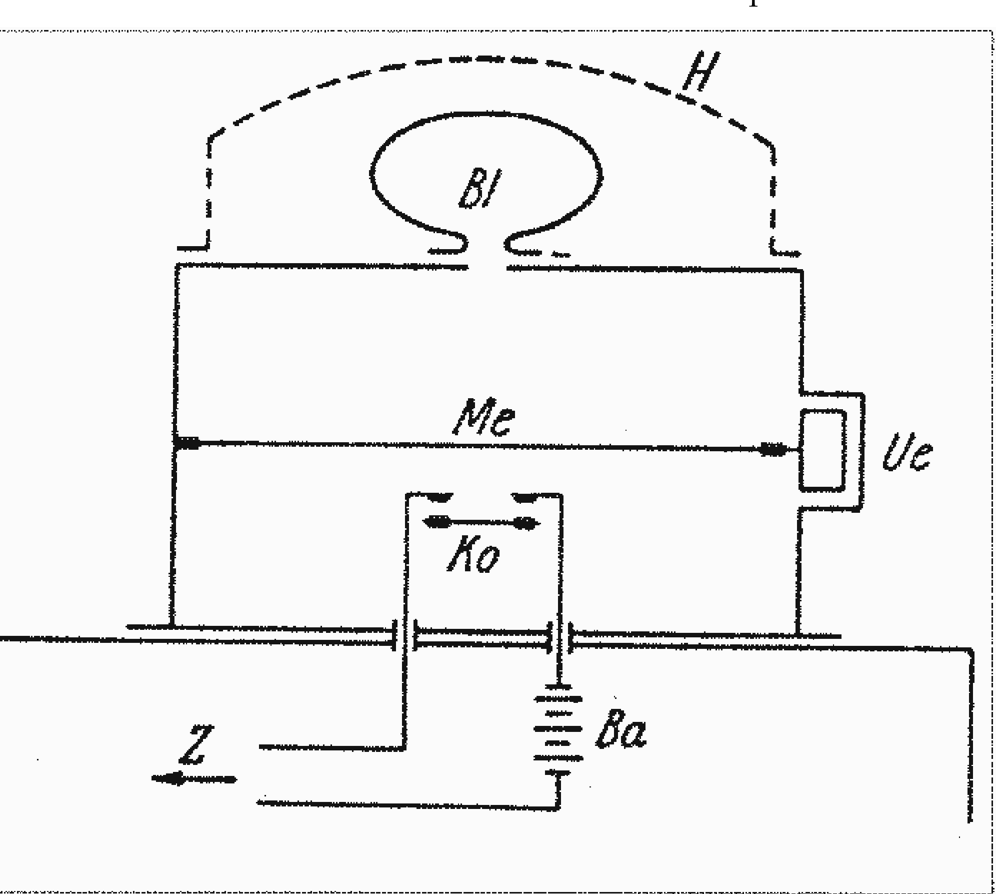
In der Tat sah es so aus, als wenn die während des Zweiten Weltkriegs auf dem Gebiet der Seeminenentwicklung führenden Deutschen auf einmal alle Regeln der Minenkriegführung vergessen hätten. Dabei hatte gerade die für die Verteidigung der Normandie zu-

ständige ›Marinegruppe West‹ eine große Anzahl von Minensuchern und R-Booten zur Verfügung. Durch ihre regelmäßigen Einsätze gegen die alliierten Verminungen der Seewege waren sie gut trainiert und eingeübt.

Schon über ein Jahr vor der alliierten Landung war man bei der ›Marinegruppe West‹ der Ansicht, daß nirgendwo mehr als an der normannischen Küste zwischen Cherbourg und Le Havre eine Landung drohte. Nachdem eine offensive Minenkriegführung gegen England mit Flugzeugen, Schnellbooten und U-Booten wegen der alliierten Abwehr in den letzten Monaten vor der anglo-amerikanischen Landung mit den verfügbaren Kräften kaum mehr ausreichend durchführbar gewesen war, hatte man zur Verhinderung der erwarteten Invasion in Nordfrankreich dennoch einen großangelegten Einsatz vor allem neuer Minenarten (Druckdosen und Küstenminen) geplant.[1]

[1] Hans Jürgen WITTHÖFF, *Lexikon zur deutschen Marinegeschichte,* Bd.1, Köhler 1977, S. 78 u. 208 ff.

Bei der Druckdosenmine handelte es sich um eine ab 1940 von der Kriegsmarine entwickelte Fernzündungsmine. Der Zündmechanismus bestand aus einem Gummisack, der als Luftbehälter diente, durch den der Druckschwall eines darüber fahrenden Schiffsrumpfes an eine dün-



Tödliche Gefahr für die Invasion: Funktionsprinzip der Druckmine (nach LUSAR 1956).

»Massiv und rechtzeitig eingesetzt, hätten die Druckminen verheerende Verluste unter den alliierten Flotten verursachen können«, behauptete der englische Admiral RAMSAY.

ne Aluminiummembran weitergegeben wurde. Sobald der Wasserschwall den Gummisack von der Membran wegzog, schloß sich ein Zündkreis und brachte die Sprengladung zur Detonation. Dieser Grundmechanismus konnte zusätzlich mit einem zweiten, magnetischen oder akustischen, Zünder kombiniert werden. Die Mine detonierte schon nach geringer Wasserdruckänderung von etwa 20 Millimeter Wassersäule Unterdruck, die ein überlaufendes Schiff verursachte. Die Druckdosenmine war in der Konstruktion einfach, daher leicht nachzubauen, aber fast unmöglich zu räumen. Dies war im Zweiten Weltkrieg nur mit Gegensprengungen oder direktem Überlaufen der Minen durch ›Verlustschiffe‹ (z. B. Sperrbrecher) möglich. Mit dem Einsatz dieser ab Spätsommer 1943 verfügbaren Mine wurde aber deutscherseits jahrelang gezögert, aus Sorge vor seiner Entdeckung durch den Gegner und die dabei entstehende Nachbaugefahr.

Nachdem man monatelang darüber gestritten hatte, ob, warm und wie man die unräumbaren Druckdosenminen einsetzen sollte, schlug die ›Gruppe West‹ vor, bei einwandfrei erkanntem Anlaufen der Invasion die Druckdosenminen unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte vom Bristol-Kanal bis zum Humber abzuwerfen.[1] Bei rücksichtslosem Masseneinsatz vierzehn Tage vor der Landung versprach man sich davon eine entscheidende Wirkung für die Abwehr der Invasion. Den Einsatz der Luftwaffe vor der eigenen Küste lehnte sie jedoch ab, da im Luftmineneinsatz die wenigen Flachwassergebiete vor der Küste nur schwer zu treffen waren und besser durch Verminung der Marine mit herkömmlichen Minen zu verseuchen wären.

Als auch dieser Vorschlag abgelehnt wurde, forderte die ›Gruppe West‹ am 25. April 1944 erneut den Einsatz der Druckdosenminen, da eine Aufklärermeldung der Luftflotte 3 einwandfrei erbracht hatte, daß sich die Invasionsflotte formierte. Beim Gespräch mit GÖRING hatte HITLER einen Tag vorher festgestellt, daß »der Mineneinsatz jetzt zur Steuerung (des) Feindaufmarsch(es) erwünscht und voraussichtlich nicht von unerheblicher Auswirkung sein kann«. Dennoch wurde dies erneut am 6. Mai 1944 von DÖNITZ abgelehnt.

Der Einsatz der Druckdosenminen litt unter dem typischen ›Normandieeffekt‹: Bis zur Landung waren keine Druckdosen ausgelegt worden. Am 7. Juni 1944 stimmte dann die Marineleitung einem Einsatz der Druckdosenmine zu. In gewissen Kreisen glaubte man aber offensichtlich immer noch über alle Zeit der Welt zu verfügen, anders ist das, was nun folgte, kaum zu verstehen, denn erst am 13. Juni 1944 besprachen Vertreter der Luftflotte 3 und der ›Gruppe West‹ den Ein-

[1] Sönke NEITZEL, *Der Einsatz der deutschen Luftwaffe Ober dem Atlantik und der Nordsee 1939-45*, Bernard & Graefe, Bonn 1995, S. 203-226.

satz der Druckdosenmine, die nach Ablauf weiterer drei Tage in der Nacht zum 16. Juni aus der Luft in die Invasionsgewässer abgeworfen wurde. Damit begann ihr Einsatz neun Tage nach Beginn der Landeoperation.

Die Kriegsmarine hatte selbst bereits am 11. Juni das ›Aussähen‹ der neuen Geheimwaffe begonnen. S- und R-Boote verlegten über 200 Druckminen bis zum 14. Juni zusammen mit zwei in Le Mans stationierten Staffeln von Minenlegeflugzeugen, die offensichtlich schon vor Beginn des offiziellen Luftabwurfs auf eigene Faust gehandelt hatten.

War diese aus deutscher Sicht verhängnisvolle Verzögerung Zufall?

Große Bestände dieser Minen – Druck, akustisch/Druck und magnetisch/Druck – waren seit Beginn der Produktion Ende 1943 eingelagert worden, darunter 2000 in unterirdischen Hangars eines Flugplatzes bei Le Mans. Man hatte aber noch im Mai 1944 die bereits in Frankreich lagernden Druckdosenminen von ihrem Hauptdepot in Le Mans nach Magdeburg gebracht, »um hier vor Sabotageaktionen sicher zu sein«. Auf Grund der – voraussehbaren – chaotischen Verkehrsverhältnisse nach Beginn der Invasion konnten die Deutschen dann die Minen nicht von heute auf morgen, wieder nach Frankreich schaffen. Der Befehl zur Rückverlagerung der Druckdosenminen von Frankreich nach Deutschland soll angeblich von HITLER gekommen sein, es wäre aber interessant zu erfahren – falls dies überhaupt stimmt –, welche Personen auf deutscher Seite die Rückverlegung dieser revolutionären Waffe beantragt hatten.

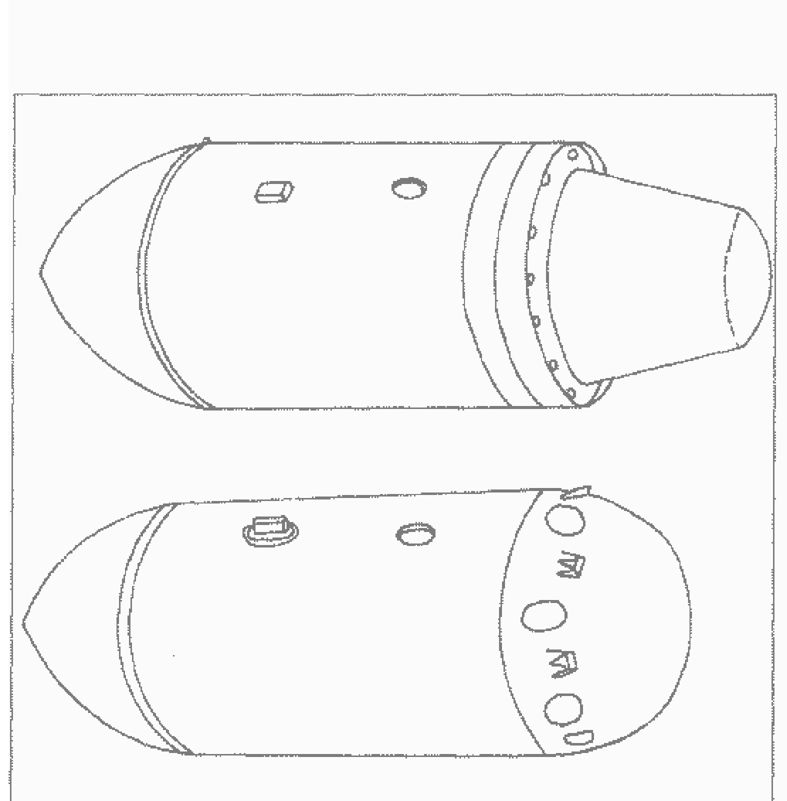
Flugplatzausrüstungen, Munitionslager, Druckdosenminen, ja sogar ganze Jagdgeschwader und Panzereinheiten, immer wieder fällt die gleiche Methode auf!

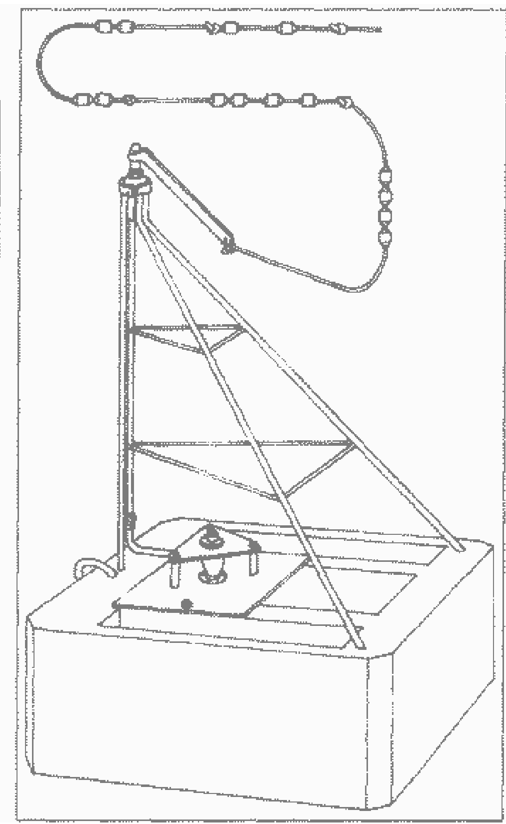
Schließlich wurden bis zum 26. Juni 1944 1421 BM 1000-Minen mit AD400- Druckdosenzündern und 1445 Luftminen Typ B mit DM-1-Druckdosenzünder über den Invasionsgewässern abgeworfen. Bis zum 21. Juni waren 44 alliierte Schiffe von Minen (konventionellen und Druckminen) versenkt oder beschädigt worden.

Die neuen Minen erwiesen sich für die alliierte Invasionsflotte als die wirksamste Bedrohung – gefährlicher als alle anderen Kampfmittel der Kriegsmarine. Nach Angaben des englischen Marinefachmanns John CAMPBELL.[1] hätte die rechtzeitige Verwendung der Druckdosenmine in der Normandie die alliierte Landung schon beenden können, bevor sie begonnen hätte.

Zum einen erfolgte der Einsatz der Druckdosenminen erst zu einem Zeitpunkt, an dem. die alliierten Brückenköpfe bereits fest an der fran-

[1] John CAMPBELL, *Naval Weapons of world war two,* Conway 1985, S. 269, 271 u. 274.





Links: BM 1000 Luftmine, Abwurf ohne Fallschirm möglich 3: Druckminenzünder auf Magnetmine 4: Druckminenzünder auf akustischer Mine.

Rechts: KMA-Beton Küstenmine ›Katie‹.

zösischen Küste etabliert waren. Außerdem legte die Luftwaffe die Masse ihrer Minen außerhalb der Schiffahrtsrouten in tiefes Wasser, in dem sie fast unwirksam waren. Die Alliierten waren nach dem ersten Erfolg der deutschen Druckdosenmine schnell auf die Lösung gekommen, daß man durch strikte Fahrbeschränkung der Schiffe in tieferem Wasser die Verluste durch Druckdosenminen niedriger halten konnte. Erstaunt stellten die Briten fest, daß die deutsche Luftwaffe keinen ernsthaften Versuch unternahm, ihre gefährlichen Druckdosenminen in die Flachwassergebiete zu werfen, wo Fahrtbeschränkungen wenig nützten.

Die Marine beteiligte sich an der Verminung der Seine-Bucht mit Druckdosenminen nur in einem vergleichsweise geringen Umfang, da die Zahl der vorhandenen Schnellboote gering und die Feindabwehr überaus stark war. Der Einsatz von Minensuchern und R-Booten war nach Beginn der alliierten Landung in den Invasionsgewässern so gut wie unmöglich geworden.

Außerdem warf die Kriegsmarine bis Mitte Juni 1944 von den ihr zugewiesenen Druckdosenminen 500 Stück im nicht gefährdeten Gebiet Dieppe-Somme defensiv und völlig unnütz zum Schutz gegen etwaige weitere Landungsversuche sowie weitere 220 Stück vor der Scheidemündung.[1, 2]

Den Alliierten waren bereits am 20. Juni 1944 die ersten Druckdosenminen in die Hände gefallen, als zwei Minen bei Luc-sur-Mer ge-

[1] Gerhard HÜMMELCHEN, *Die deutschen Schnellboote im Weiten Weltkrieg*, Mittler, Hamburg 1996, S. 179.

[2] Sönke NEITZEL, *Der Einsatz der deutschen Luftwaffe über dem Atlantik und der Nordsee 1939-45*, Bernard & Graefe, Bonn 1995,5.233.

borgen werden konnten. Binnen 24 Stunden waren die Minen zur Untersuchung in England. Die Alliierten erfuhren aber jedoch nicht, welche Räummethode man gegen die Druckdosenminen anwenden konnte. Es gab damals einfach keine! Ein mysteriöser Vorfall hatte sich am 7. Juli 1944 ereignet, als zwei DM-1 Druckdosenminen unscharf (!) von einem deutschen Flugzeug in den Wald von Orleans geworfen worden waren. Nach langer Suche konnte man beide Minen finden, in einem Fall war die Druckdose jedoch ausgebaut. Hatte jemand absichtlich die Minen in unscharfer Form der Résistance in die Hände spielen wollen? Später fielen während des alliierten Vormarsches drei Eisenbahnwagens mit Druckdosenminen in die Hände der Alliierten. Sie waren auf dem Weg zum Einsatzort in Le Havre im Eisenbahnchaos steckengeblieben.

Speziell für die lokalen Eigenarten der Normandie wurden die Küstenvorfeldminen entwickelt. Sie waren besonders für den großen Gezeitenunterschied an der Kanalküste entwickelt worden und sollten zur Abwehr von leichten Seestreitkräften und Landungsfahrzeugen dienen. Es handelte sich dabei um die Minen der Typen EMG, OMA (K), DMA (K) und KMA. Besonders die KMA-Beton-Grundminen waren in größerer Anzahl in Le Havre verfügbar und sollten massiert verlegt werden. Zu diesem Zweck wurden in den letzten Wochen vor der Invasion aber nur die zum Minenlegen ausgerüsteten Schiffe der zweiten und sechsten Minensuchflottille nach Cherbourg beordert, um große Mengen von Küstenminen in der Seine-Bucht zu verlegen. Es bleibt rätselhaft, warum man nicht auch noch andere Minensuchflottillen für denselben Zweck verwenden wollte. Schließlich kamen aufgrund der starken alliierten Luft- und Seepräsenz nur wenige Schiffe in Cherbourg an, wodurch die Aktion nicht im geplanten Umfang stattfinden konnte.

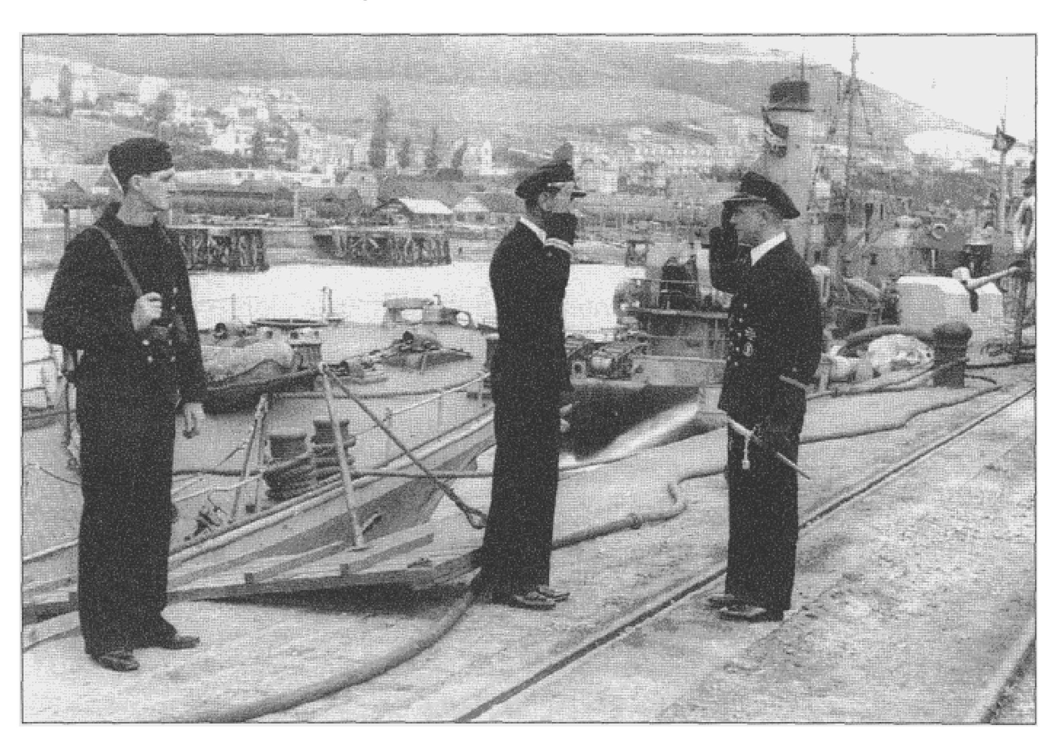
Auch versäumte man deutscherseits, die in großen Mengen verfügbaren konventionellen Seeminen zur Sperrung der Seine-Bucht rechtzeitig vor Beginn der Landung einzusetzen. Die Deutschen hatten vorher bewiesen, daß sie es geradezu zu einer Meisterschaft im Sperren von Seegebieten gebracht hatten. So wurde die komplette sowjetische Ostseeflotte durch deutsche Minensperren von 1941 bis 1944 in der Kronstätter Bucht eingeschlossen und so zur Untätigkeit verdammt. In der Normandie hingegen gelang es nicht einmal, die Tief- und Flachgewässer mit Minensperren zu versehen, obwohl man von selten der ›Marinegruppe West« fest mit einer alliierten Landung in der Normandie gerechnet hatte. Man begann zwar halbherzig, defensive Minenfelder in einer tieferen Zone in einem 200 Kilometer breiten Strei-

fen annähernd in der Mitte des Ärmelkanals von Boulogne bis zur Halbinsel Cotentin zu legen, diesen Feldern fehlte aber die notwendige Tiefe und Konzentrierung. Im ersten Quartal 1944 hatte man noch versucht, Sperren aus Grund- und Ankertauminen zwischen Barfleur und die Hafenzufahrt von Le Havre zu legen. Bis Ende April 1944 waren die meisten dieser Minen aber unwirksam geworden. Nach englischen Angaben waren die Grundminen mit Zeitsicherung ausgestattet, die die Zündung nach einiger Zeit ausschalteten (merkwürdig schnell?), und viele der deutschen Ankertauminen waren inzwischen von Alliierten geräumt worden.

Nun kam eine weitere Verzögerung hinzu. Im April 1944 hätten beide Arten von Minensperren erneuert werden sollen, doch erst im Mai 1944 standen Seeminen als Ersatz wieder zur Verfügung und dann auch nur in begrenzter Zahl.[1] Waren die alliierten Luftangriffe auf Eisenbahnanlagen zwischen Deutschland und Frankreich schuld, oder hatten andere Kräfte hier ihre Hand mit im Spiel? Dies war noch nicht alles, denn als es um die Erneuerung der Minenfelder ging, war entgegen dem Willen des Kommandeurs der Marine-Gruppe West, Admiral KRANCKE, auf ausdrücklichen Befehl der Dienststelle des OB West zuerst die Küste ostwärts von Le Havre mit Minen verseucht worden.

Das Legen der ›Blitzsperren‹ im bedrohten Landungsabschnitt fand trotz aller Vorbereitungen nie statt, und selbst an den nach der Lan-

[1] V. E. TARRANT, *Das letzte Jahr der deutschen Kriegsmarine,* Podzun- Pallas, Wölfersheim-Berstadt 1996, S. 41-45.



Der Chef des Marinegruppenkommandos West, Admiral Theodor KRANCKE, auf einer Inspektionsreise in Fecamp, ostwärts von Le Havre.

dung verwendeten Minen war etwas nicht in Ordnung, denn von den durch die Deutschen gelegten Minen detonierte eine große Anzahl an der Seine-Bucht »aus unbekannten Gründen« ohne Feindkontakt selber. So zählte man in der Woche vom 22. bis 29. Juni 1944 allein 102 Selbstdetonationen. Nur ein technisches Versagen – oder hatte hier jemand durch Sabotage nachgeholfen?

Ein Ende 1944 von der deutschen Luftwaffenführung verfaßter Bericht,[1] in dem die wichtigsten Kriegstagebücher, Erfahrungsberichte und Studien zusammengefaßt wurden, stellte vor allem die Unterlassung einer großräumigen Verseuchung der Invasionsgewässer mit Luftminen als großes Versäumnis heraus: »Die Minenverseuchung wäre eine strategische Maßnahme gewesen. Sie hätte von langer Hand dort angewendet werden müssen, wo man den Gegner erwarten konnte oder wo die Küstenbefestigungen und die Truppenbesetzungen weniger stark waren. Eine dichte Minensperre hätte die Bewegungen der Transport- und Kriegsschiffe bis hier beeinflußt. Die treffsichere Wirkung der alliierten Schlachtschiffe gegen deutsche Erdtruppen in den Kämpfen um Caen wäre herabgemindert, die Gesamtverteidigung und die Bereitstellung zum Gegenangriff also erleichtert worden.« Außerdem wurde darauf hingewiesen, daß durch die Räumung einer dichten Luftminensperre durch die alliierte Flotte, die mit großem Aufwand hätte vorgenommen werden müssen, ein wichtiger Hinweis gewesen wäre, wo der Schwerpunkt der Landeaktion zu erwarten war.

[1] Paul CARELL, *Sie kommen! Die Invasion 1944*, Ullstein, Berlin [17]1997, S. 214 f.

Ob dies zufällig, aus Unfähigkeit oder mit Absicht geschah, wird uns in späteren Kapiteln wieder beschäftigen.

Holocaust der ›Windhunde des Meeres‹ oder: »The raid that saved the Normandy Invasion«

Schon am 3. Juni 1944 erhielt die Befehlsstelle des ›F.d.S.‹ (Führer der Schnellboote) gegen 23:00 Uhr vom Marinegruppenkommando West in Paris die Meldung, daß die Landung der Alliierten in der Nacht zum 4. Juni zwischen Le Havre und Cherbourg stattfinden sollte. Am 5. Juni wurde ›Alarmstufe 3‹ angeordnet.[2]

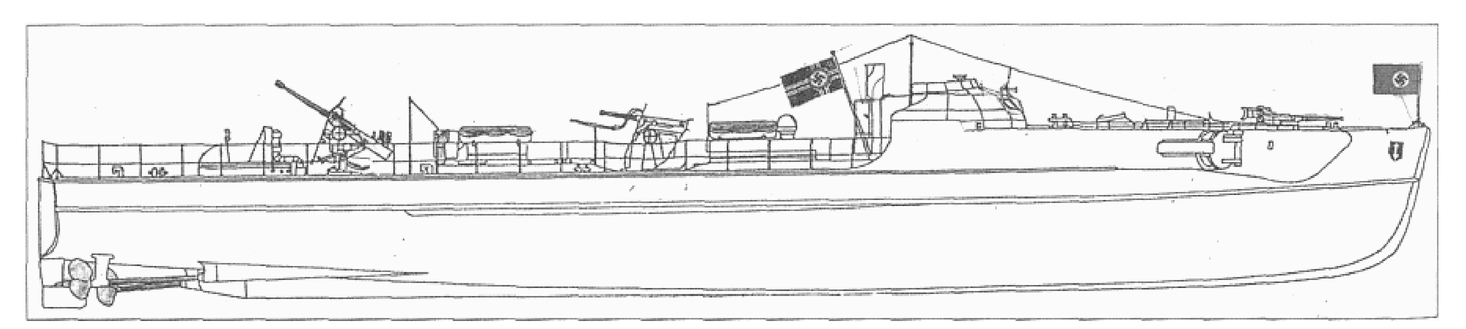
[2] J.-P. DALLIES-LABOURDETTE, *Deutsche Schnellboote*, Motorbuch, Stuttgart 2006, S. 148.

Zum Zeitpunkt der Normandieinvasion waren die deutschen Schnellboote die einzigen Offensivmittel, um die unbeschränkte alliierte Seeherrschaft in Frage zu stellen.

Die klassischen Überwasserstreitkräfte im Westen fielen genauso wenig ins Gewicht, wie die Reste der U-Bootflotte wollte man etwas gegen die Phalanx der Landungsflotte ausrichten.

Während des gesamten Zweiten Weltkriegs stellten die deutschen Schnellboote, auch ›Windhunde der Meere‹ genannt, wegen ihrer hohen Beweglichkeit und Kampfkraft für die Küstenzonen und im Kanal eine ständige Bedrohung für die gegnerische Schiffahrt dar. Sie banden sehr starke gegnerische Kräfte und kamen trotz ständig verbesserter Abwehrmaßnahmen der Alliierten immer wieder mit blitzartig vorgetragenen Angriffen zu beeindruckendem Erfolg. Das Rückgrat der Schnellbootflottillen während der Normandieinvasion stellte der Typ S-100 dar. Er wurde ab 1943 produziert und galt als bestes Schnellboot seiner Zeit. Der Typ S-100 war ein gelungener Kompromiß aus Größe, Leistung und Kampfkraft bei großem Aktionsradius. Er wies eine durchschnittliche Länge von 34,94 m bei 6,28 m Breite und 2,9 m Höhe auf. Seine Einsatzverdrängung betrug 110,74 Tonnen. Ein typischer deutscher Versuch, der gegnerischen Übermacht zur See und in der Luft mit überlegener Leistung und Qualität zu begegnen. Dabei erzielten anfangs drei Daimler-Benz MB 511-V Viertakt-Diesel-

Deutsches Schnellboot der S-100-Klasse: Nach englischen Angaben hätten sie eine Gefahr für die Invasion darstellen können, wurden aber am 14. Juni 1944 durch einen Großangriff aus der Luft ausgeschaltet.



Die überlebenden Boote wurden am Ende der Normandieschlacht mit der Geheimwaffe ›Dackel‹ ausgerüstet. Die Reichweite dieses Langstreckentorpedos betrug 57 Kilometer.

Kraftpakete zu je 2000 PS (in späteren Bauserien je drei MB 501-A oder MB 511 mit zusammen rund 7500 PS Leistung bei mechanischer Aufladung) auf Höchstgeschwindigkeitsschrauben von 1,1 oder 1,23 m Durchmesser eine überragende Geschwindigkeit von 43,5 Knoten, die unter Einsatzbedingungen kurzfristig bis 48 Knoten gesteigert werden konnte. Die Bewaffnung der S-Boote bestand allgemein aus zwei Torpedorohren von 53,3 cm-TR, 34 Reservetorpedos oder alternativ sechs Seeminen.

Ende Mai 1944 verfügte der ›FdS‹ (Führer der Schnellboote), Kommodore Rudolf PETERSEN, im Bereich der Normandieinvasion über die vierte Flottille (Boulogne) mit acht Einsatzbooten, die fünfte Flottille (Cherbourg) mit fünf Einsatzbooten (plus vier in Ausbesserung) und über die neunte Flottille (Cherbourg) mit sieben Einsatzbooten.

Im Juni 1944 erwiesen sich diese wenigen Schnellboote als ein immer schmerzhafterer Dorn in der Flanke der alliierten Flotten. Die Alliierten waren zwar durch ihren Einbruch in den Enigma-Schlüssel

des ›FdS‹ über die meisten S-Boot-Feindfahrten im voraus informiert und konnten demzufolge in gefährdeten Gebieten ihre eigenen Gefechtspatrouillen verstärken und die voraussichtlichen Anmarschwege der deutschen S-Boote verminen. Aber die ›Windhunde des Meeres‹ von Kommodore PETERSEN erwiesen sich bei diesen nächtlichen Aktionen in zunehmendem Maße als unglaublich schnelle und äußerst manövrierfähige Fahrzeuge, die schwierig zu bekämpfen und zu entdecken waren.



Rudolf PETERSEN

Die Deutschen entschlossen sich schließlich, die Schnellboote im Hafen von Le Havre zu konzentrieren.

In der Nacht vom 8. zum 9. Juni verlegte die vierte Flottille von Boulogne nach Le Havre, ihre frei gewordenen Liegeplätze in den bombensicheren S-Boot-Bunkern von Boulogne wurden von den aus Ostende herangeführten Schnellbooten der zweiten Flottille übernommen. Vier Tage später wurde auch die neunte Flottille aus Cherbourg nach Le Havre verlegt, da die Deutschen damit begannen, den Hafen von Cherbourg wegen des drohenden alliierten Einmarsches zu blockieren und die Hafeneinrichtungen zu zerstören, um eine Verwendung des Hafens durch die Alliierten zu verhindern.

Diese Konzentration der drei S-Boot-Flottillen in Le Havre erwies sich als verhängnisvoll. Am Nachmittag des 14. Juni 1944 traf in Le Havre der Befehl der ›Luftflotte 3‹ (Generalfeldmarschall SPERRLE) ein, zwischen 20:00 und 22:00 Uhr das Flakfeuer nicht zu eröffnen: Für diese Zeit sei ein Angriff von drei (! – Anmerkung Verfasser) deutschen Kampfflugzeugen mit ferngelenkten Bomben vom Typ ›Fritz X‹ gegen die Konzentration alliierter Schiffe in der Seine-Mündung geplant und Le Havre als Einflugraum vorgesehen. Vergeblich versuchte Admiral KRANCKE, der OB Marine West, den Befehl rückgängig zu machen, da seine Schnellboote wegen der unmittelbaren Nähe des Landungsgebietes ständig durch alliierte Fliegerkräfte bedroht seien. Die Verantwortlichen bei der ›Luftflotte 3‹ reagierten mit Arroganz und beharrten auf ihrem Befehl. Die Flak behielt ihr Schießverbot! Tatsächlich flogen dann Flugzeuge über Le Havre an, aber es waren nicht die, die angekündigt waren! Noch während der Admiral mit dem Stab der ›Luftflotte 3‹ telefonierte, begann ein gewaltiger britischer Luftangriff.

General EISENHOWER berichtete in der Nachkriegszeit: »Es war seit Ausbruch des Krieges die größte Tagesoperation des RAF Bomber Command.« Pünktlich um 20.00 Uhr, zum Beginn der Flakfeuersperre, erschienen 325 ›Lancaster‹-Bomber über Le Havre und warfen, nur durch leichte Schiffsflak der Schnellboote behelligt, im Tiefflug ihre

Bombenlast ab. Die Bomber griffen in drei Wellen an: In der ersten Welle warfen ›Mosquitos‹ Leuchtmarkierungen auf die Betonbunker, die dann von 22 ›Lancaster‹-Bombem mit 5 Tonnen schweren ›Tallboy‹-Bomben angegriffen wurden. Zwar wurden mehrere Treffer, aber nur ein einziger Durchschlag erzielt. Die zweite Welle, zehn ›Mosquitos‹ als Zielmarkierer und 209 ›Lancaster‹, folgte der ersten auf den Fuß, während die 110 ›Lancaster‹ der dritten Welle bereits bei Dämmerlicht angriffen.

Da jegliche Jagd- und Flakabwehr mit Ausnahme der leichten Schiffsflak der Boote im Hafen (die eine ›Lancaster‹ abschoß) fehlte, konnten die schweren RAF-Bomber den Hafen mit großer Treffgenauigkeit angreifen. Zwar wurde durch Fehlwürfe immer noch der nahe dem Hafen gelegene Stadtteil Notre-Dame schwer getroffen, doch der größte Teil der 1230 Tonnen Bomben fiel wie vorgesehen ins Hafengebiet. Dort versenkte man 20 Minensuchboote und Vorpostenboote, 19 Schlepper, 3 Torpedoboote (›Falke‹, ›Jaguar‹ und ›Möwe‹) und 14 S-Boote. Außerdem wurde ein weiteres Schnellboot schwer beschädigt, und auch die Verluste unter den Besatzungen waren hoch. Darunter befand sich auch Kapitän Leutnant JOHANNSEN, Kommandeur der 5.8-Boot-Flottille. Nur ein S-Boot (S167) überstand in Le Havre den Angriff einsatzklar. Dies war der größte Erfolg, den die Alliierten jemals gegen die deutschen Schnellboote erzielten.

Völlig ungeklärt ist, warum sich die S-Boote zum Zeitpunkt des Angriffs nicht in ihren Bunkern befanden. Dort wäre ihnen nichts passiert.

Versenkte oder beschädigte Schiffe verhinderten querliegend das Auslaufen verbliebener Einheiten aus dem Hafen.

Die Hintergründe des Angriffs waren, daß sich das alliierte Oberkommando darüber im klaren war, daß die größte Gefahr für die Invasionsflotte von den in Le Havre konzentrierten deutschen Torpedo- und Schnellbooten drohte. Der alliierte Marineoberbefehlshaber, Admiral Sir Bertram Home RAMSAY, forderte deshalb vom Oberbefehlshaber des Bomber Command der RAF Air, Chief Marshall Arthur HARRIS, das Ausräuchern dieses lästigen Wespennests. Durch Enigma-Meldungen waren die Alliierten genau informiert, daß die S-Boote in Le Havre wegen der Wetterlage an diesem Tag nicht ausfahren würden, und Aufklärer der 542. Squadron aus RAF Benson zeigten, daß in Le Havre tatsächlich zahlreiche Schiffe und S-Boote lagen.

Admiral KRANCKE bezeichnete die Auswirkungen dieses RAF-Luftangriffs als »Katastrophe« und vermerkte am nächsten Morgen im Kriegstagebuch: »Es wird kaum noch möglich sein, die geplanten Ein-

sätze mit den verbleibenden Kräften durchzuführen.., Die Seekriegslage in der Seine-Bucht hat sich seit dem gestrigen Angriff auf Le Havre völlig verändert.«

Bis zum 16. Juni 1944 war so die Anzahl der im Invasionsgebiet zur Verfügung stehenden Schnellboote auf zehn Einsatzboote reduziert worden (eins in Le Havre, vier in Boulogne und fünf in Ostende). Zwar versuchten die verbliebenen Schnellboote ihre Versuche zur Abriegelung der Brückenköpfe auch weiterhin, doch ihre verminderte Zahl verhinderten für den Rest des Monats Juni weitere Erfolge.

Danach wurden aus dem Ostraum weitere Schnellboot-Flottillen in den Normandieraum überführt, sie kamen aber zu spät, um noch einen wesentlichen Einfluß auf das Geschehen nehmen zu können. In der Nacht vom 3. zum 4. September verließen die letzten Schnellboote den Ärmelkanal!

Britische Quellen bezeichneten noch im Jahre 1993 den Angriff auf Le Havre als »The Raid that saved the Normandy Invasion«. Damit wird ausgedrückt, daß die Normandieinvasion ernsthaft in Gefahr war zu scheitern, wenn die deutschen Schnellboote nicht eliminiert worden wären.[1-4]

Die merkwürdigen Umstände, unter denen dieser Sieg ›zum rechten Zeitpunkt‹ errungen wurde, lassen die Frage aufkommen, ob hier nicht eine Mithilfe von deutscher Seite vorlag. Auch beim englischen Großangriff auf Peenemünde im August 1943 lagen ähnliche Begleitumstände vor, nur, daß diesmal die zeitliche Abstimmung zwischen Alliierten und deutschen Helfern noch perfekter funktioniert zu haben scheint.

Es wäre interessant, in Erfahrung zu bringen, warum die S-Boote in Le Havre am Abend des Angriffs nicht wie sonst üblich in ihren Bunkern waren und wer bei der Luftflotte 3 für den verhängnisvollen Befehl zum Einstellen des Flakfeuers verantwortlich war.

Ob es den Angriff der drei Lenkwaffenflugzeuge gegen die Landungsflotte bei Cherbourg am 14. Juni überhaupt gab? Als es dann wirklich später darauf angekommen wäre, bei einer entscheidenden Aktion die deutschen Flugzeuge vor dem eigenen Flakfeuer zu schützen, verhielten sich die Verantwortlichen bei der Luftwaffe ganz anders: Am 1. Januar 1945 ließ man beim Großangriff auf die alliierten Flugplätze (›Operation Bodenplatte«) die Jagdgeschwader der Luftwaffe ohne Wimpernzucken über die nicht vorher informierten massiven Flakgürtel der deutschen V-Waffen in Holland fliegen. In ihrem rasenden Abwehrfeuer gingen über hundert deutsche Jagdflugzeuge verloren. Dieser ›Fehler‹ verursachte einen Großteil der deutschen

[1] V. E. TARRANT, *Das letzte Jahr der deutschen Kriegsmarine,* Podzun-Pallas, Wötfersheim-Berstadt 1996, S. 68-73.

[2] Gerhard HÜMMELCHEN, *Die deutschen Schnellboote im Zweiten Weltkrieg,* Mittler, Hamburg 1996, S. 175 f.

[3] Janusz PIEKALKIEWICZ, *Invasion. Frankreich 1944,* Südwest, München 1979, S. 153 f.

[4] Alastair REVIE, *… war ein verlorener Haufen. Die Geschichte der des Bomber Command der Royal Air Force 1939-1945,* Motorbuch, Stuttgart 1974, S. 321.

Verluste bei ›Bodenplatte‹, die nie mehr ausgeglichen werden konnten. Als angeblichen Grund für die Nichtinformierung der eigenen Flak benutzten die bis heute unbekannt gebliebenen Offiziere die ›Geheimhaltung‹.

Der zweite Anschlag auf die Schnellboote von Le Havre

Auch nach der Katastrophe durch den Bombenangriff vom 14. Juni 1944 blieben die wenigen einsatzfähigen deutschen Schnellboote die einzigen noch verfügbaren schnellen Kriegsschiffe, die in der Lage waren, die Seine-Bucht zu erreichen. Schon am 19. Juni 1944 war die 2. Schnellbootflottille in den schwer getroffenen Hafen verlegt worden und hatte von dort aus begonnen, erfolgreiche Operationen im Invasionssektor zu unternehmen.

Am frühen Morgen des 5. Juli 1944 kehrte die 2. Schnellbootflottille von einem dieser Einsätze zurück. Alle Besatzungen waren froh, als die Boote um 4:00 Uhr morgens Le Havre erreichten. Es war eine taghelle Vollmondnacht. Als die Boote beim Einlaufen in den Hafen von Le Havre nur noch etwa 100 Meter von dessen Räumboot-Bunker entfernt waren, flog plötzlich dessen Mittelteil in einer gewaltigen Explosion in die Luft. Die in der Torpedoregelstelle lagernden 41 gefechtsklaren Torpedos waren aus ›unbekannter Ursache‹ explodiert. Die Explosion riß alle Zwischenwände des massiven Bauwerks heraus. Noch drei Stunden lang erfolgten laufend kleinere Explosionen von zusätzlich hochgehender Artilleriemunition. Gegen 5:00 Uhr kehrte Ruhe ein, und als das Feuer gelöscht war, stellte man fest, daß keines der wichtigen Boote der 2. Flottille bei der Explosion beschädigt wurde. Die Ursache des ›Unglücks‹, das einige Personalverluste unter den Angehörigen der Kriegsmarine verursachte, wurde auf Sabotage zurückgeführt. Die Hintermänner wurden nie gefaßt.[1]

Der Verlust des Torpedodepots hatte stark negative Auswirkungen auf die Einsätze der Schnellboote gegen die Invasion.

[1] Gerhard HÜMMELCHEN, *Die deutschen Schnellboote im Zweiten Weltkrieg,* Mittler, Hamburg 1996, S. 180.

Kleinkampfmittel – zu spät und ohne vorbereitete Stützpunkte

In den ersten Tagen der Landung sollten die alliierten Großkampf schiffe nachts auf breiter Front von den deutschen K-Kampfverbänden angegriffen werden. So wollte man die für die deutschen Küstenverteidiger oft fatalen Schiffsgeschütze in ihrer Wirkung reduzieren. Auch hier sollte es anders kommen.

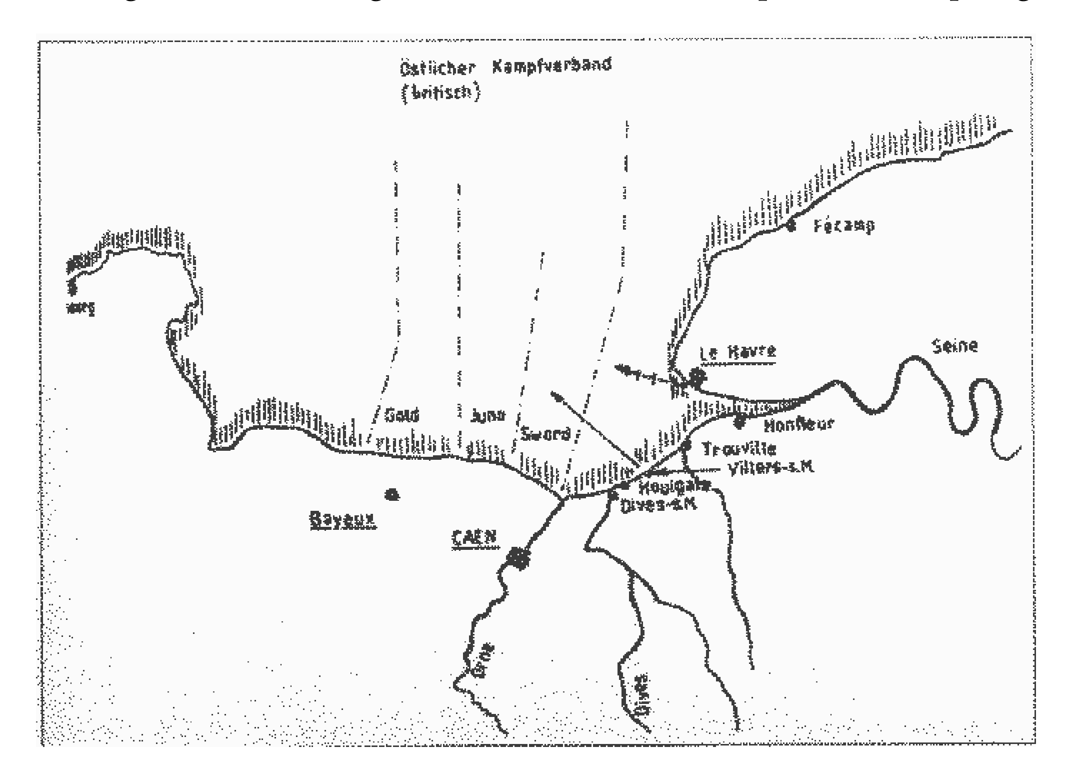
Angesichts der totalen alliierten Überlegenheit auf dem Gebiet der Überwasserstreitkräfte setzte HITLER große Hoffnungen in die Einsätze der neuen deutschen K-Waffen. Ein-Mann-Torpedos und Sprengbootfahrer sollten die Wende bringen.

Der Einsatz der neuen revolutionären Kampfmittel war aber nur nach genauer Vorbereitung möglich. Alle technischen, materiellen und personellen Probleme konnten rechtzeitig vor der Invasion gelöst werden! Jedoch war eine genaue Koordination mit dem Heer nötig, das der neuen K-Flottille den Einsatzraum zuweisen müßte.

Hier setzte wieder der ›Normandie-Effekt‹ ein. Anhand Admiral HEYEs »Liste gefährdeter Küstenabschnitte« wollte Otto SKORZENY rechtzeitig kleine K-Einheiten an die gefährdeten Küstenstriche verlegen. Die Normandie lag hier an vorderster Stelle und wäre zuerst mit K-Verbänden versehen worden. Das ›Oberkommando West‹ lehnte dies aber ab.[1]

[1] Otto SKORZENY, *Wir kämpften, wir verloren,* Bd. 2, Helmut Cramer, [3]1975, S. 14 f.

So kam es, daß die K-Flottillen erst nach der gelungenen Landung nach Frankreich in Marsch gesetzt wurden. Statt am gesamten Landungsabschnitt konnten sie so nur noch in einem Bereich zwischen Houlgate und Trouville sowie bei Le Havre aus einem beschränkten Gebiet zu Wasser gebracht werden. Aus Reichweitengründen (18 bis 105 m) waren ihnen nur Einsätze vor allem im Landungsabschnitt ›Sword‹ möglich, die amerikanischen Sektoren waren für die Einzelkämpfer der Meere unerreichbar. Statt wie vorgesehen und möglich zu Beginn der Landung kamen die ›Einmann-Torpedos‹ und Spreng-



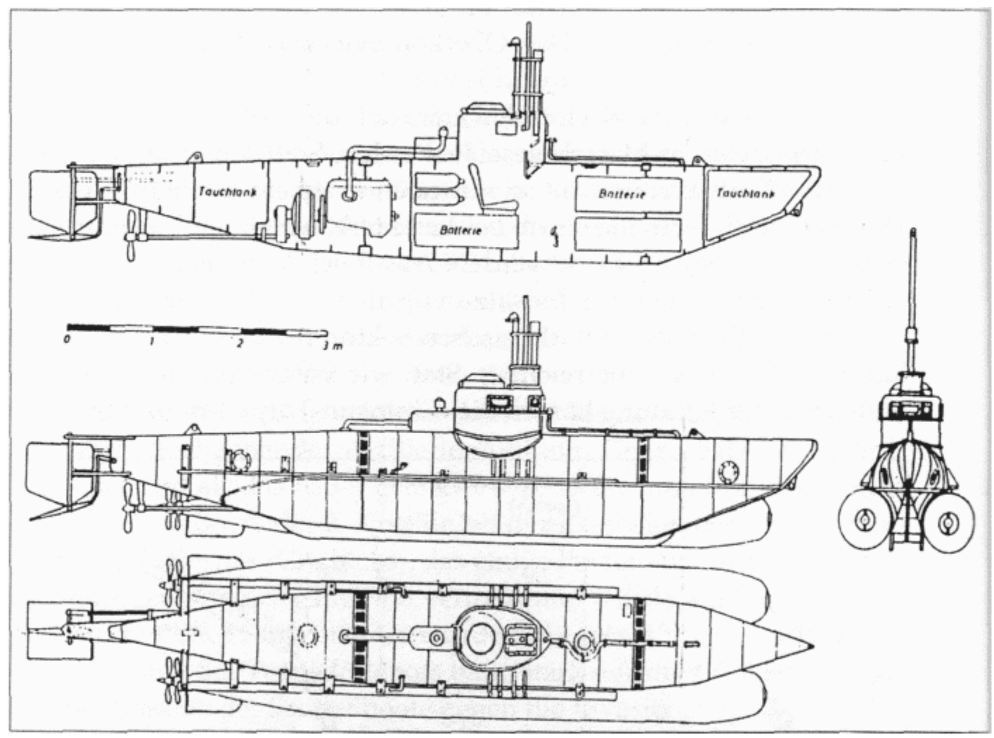
Die Angriffe der K-Flottillen in der Seinebucht (Juli/August 1944) richteten sich nur gegen den britischen Kampfverband der Invasionsflotte, vor allem im Landungsabschnitt ›Sword‹. Bei Villers-sur-Mer, zwischen Houlgate und Trouville, wurden die Geräte zu Wasser gebracht. Die gegnerische Abwehr konnte sich leicht darauf einstellen.

boote hauptsächlich erst Im Juli/August 1944 zum Einsatz, als die militärische Entscheidung an Land schon längst gefallen war,[1]

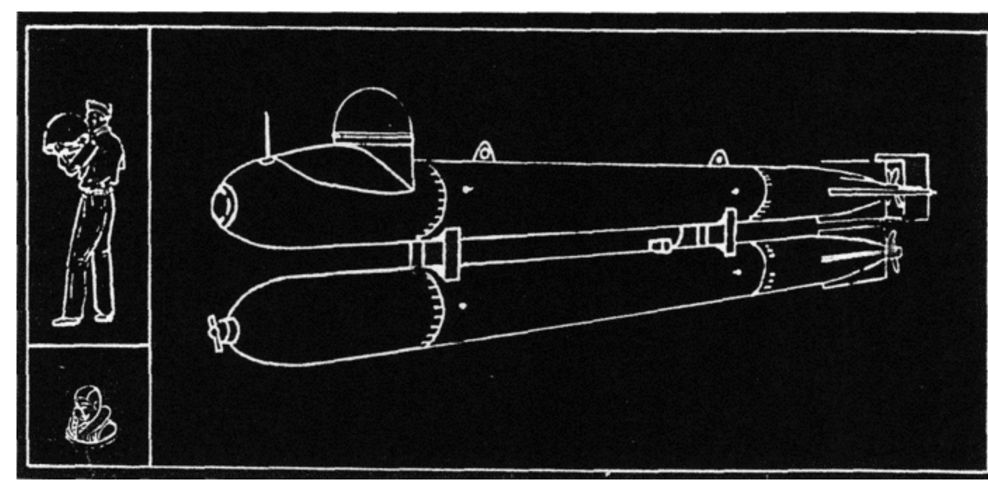
Im Ergebnis wurden auch die Kleinkampfverbände Admiral HEYEs unter schwersten Bedingungen und sehr spät eingesetzt. In ihrer Verzweiflung überschritten einige von ihnen bewußt die Reichweite ihrer Sonderwaffen, um noch an den Gegner heranzukommen, obwohl sie damit aus freiem Willen auf die eigene Rückkehr verzichteten und so in den fast sicheren Tod gingen.

Nur die wenigsten der freiwilligen Besatzungen von Einmann-Torpedos, Klein-U-Booten oder Sprengbooten dürften gewußt haben, daß sie ihre widrigen Einsatzbedingungen im gehörigen Maße ihrem eigenen ›Oberkommando West‹ zu verdanken hatten.

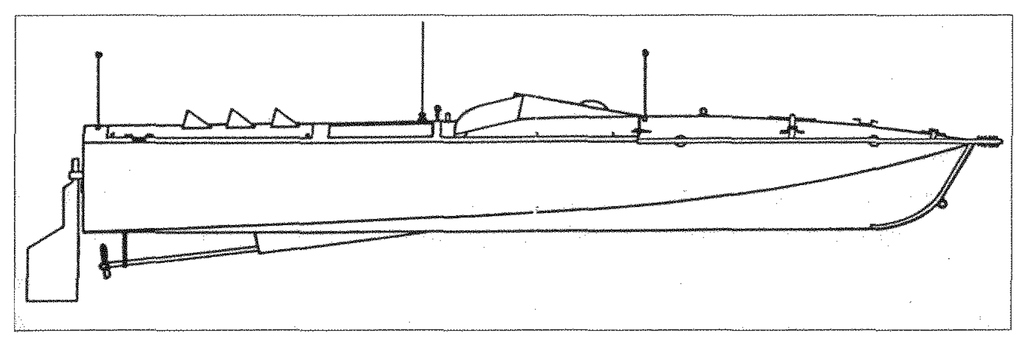
[1] Gerhard BRACKE, *Die Einzelkämpfer der Kriegsmarine,* Motorbuch, Stuttgart 1981, S. 97-242

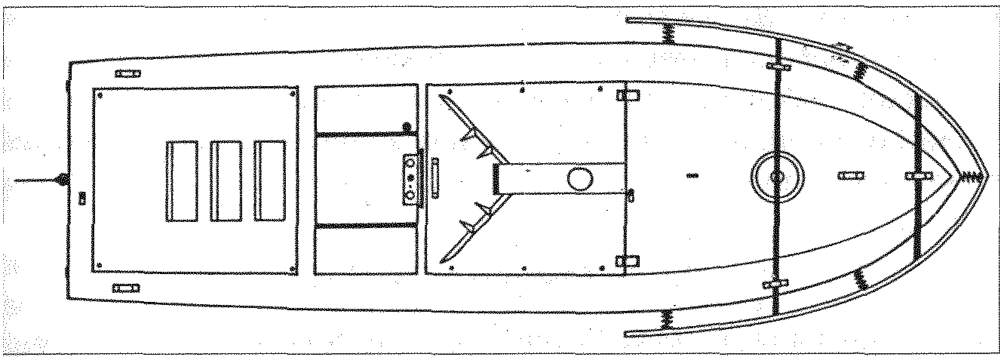


Einmann-U-Boot ›Biber‹ Der erste und einzige Einsatz mit 18 Booten (K-F1.261) gegen die Invasionsflotte erfolgte in der Nacht vom 29. zum 30. August in Fécamp. Alle Boote kehrten ohne Verluste von dem Einsatz zurück. Schon am nächsten Tag mußten sämtliche ›Biber‹ bei der Räumung von Fécamp zerstört werden.



Bemannte Einmann-Torpedo ›Neger/Marder‹ ab 5. Juli 1944 zwischen Houlgate und Trouville im Einsatz. Nach Anfangserfolgen wegen hoher Verluste aus der Normandie abgezogen.





Deutsches Sprengboot, Typ ›Linse‹.

500 Sprengboote ›Linsen‹ hätten am 6. Juni 1944 nach Einschätzung ehemaliger Besatzungsmitglieder die Landung gefährden können. Obwohl in der Heimat verfügbar, lag keine einzige ›Linse‹ am 6, Juni 1944 auf Lauer!

So kamen die ›Linsen‹ in kleiner Zahl ohne ihre rechtzeitig angeforderten Bootsanhänger (zum Einsatz von den Stränden) erst ab 26. Juni zum Einsatz. Dazu mußten sie von Kränen in Le Havre zu Wasser gelassen werden und im mühsamen Schlepp durch R-Boote in die Nähe alliierter Schiffe gezogen werden. Ihre tatsächlichen Erfolge sind bis heute umstritten.

Auch wenn mit den relativ wenigen wirklich und dann noch meist übereilt und an ungünstiger Stelle eingesetzten Geräten deutscherseits einige Anfangserfolge gegen die alliierten Invasionsflotten erzielt werden konnten, kann bis heute jedes Marinekleinkampf mittel immer nur gewisse Augenblicks- und Detailerfolge bringen. Hätte dies am D-Day den Ausschlag geben können?

Fazit über das Verhalten der Kriegsmarine bei der Normandieinvasion

Vorn geschilderte Tatsachen zwingen die Folgerung auf, daß General EISENHOWERS Helfer auch Verzweigungen in die Kriegsmarine hatten. Tatsächlich schreibt das Referenzwerk *Aufstand des Gewissens* über den militärischen Widerstand gegen HITLER und das NS-Regime 1933/45 geheimnisvoll, daß es einigen älteren, verständigen Offizieren in hohen Rängen nach dem 20. Juli 1944 möglich gewesen sei, in der Kriegs-

marine betroffene Randfiguren der Verschwörung ebenso unauffällig wie wirkungsvoll zu schützen.[1]

Gerade diese angeblichen ›Randfiguren‹ des direkten Attentats interessieren hier wie auch bei der Luftwaffe besonders. Es würde niemanden überraschen, wenn einige von ihnen mit den Invasionsabwehrmaßnahmen der Kriegsmarine im Kanalgebiet 1944 befaßt waren.

Daß diese Kräfte unerkannt bis Ende des Krieges weiter aktiv waren, zeigt ein Vorfall, über den Kapitänleutnant Hanno KRIEG, Chef der K-F1.361, berichtete. Als sich Hanno KRIEG Anfang 1945 in Admiral HEYES Hauptquartier ›Strandkoppel‹ aufhielt, meldete der alliierte Propagandasender am nächsten Tag Einzelheiten von strengster Vertraulichkeit, die nur den fünf Teilnehmern der Besprechung im Raum bekannt gewesen sein konnten.[2]

Abt. 2: Festung ohne Dach

»So argwöhnte HITLER z. B., daß aus den Kreisen meiner Offiziere gewisse Bestrebungen auf Veränderungen in der Führung des Reiches umgingen – vielleicht nicht ganz zu Unrecht.« (Reichsmarschall Hermann GÖRING 1946 in Nürnberg gegenüber Hermann BROSS, dem Assistenten seines Verteidigers)[3]

Die umfassenden Pläne der deutschen Luftwaffe für eine Luftschlacht über dem Landungsraum

Die Luftwaffenführung hatte große Hoffnung in den Einsatz der Luftwaffe gegen die Invasion gesetzt.

Selbst der Oberbefehlshaber der taktischen alliierten Luftflotten, Luftmarschall LEIGH-MALLORY, hatte mit mindestens 1000 bis 1800 deutschen Einsätzen am Invasionstag gerechnet und eine ausgedehnte Luftschlacht über dem Landeraum für nicht ausgeschlossen gehalten.

Genau dies war in den Planungen des OKL (Oberkommando der Luftwaffe) vorgesehen. Seit dem 6. Dezember 1943 entwarf man einen Luftaufmarschplan im Westen unter dem Stichwort ›Drohende Gefahr West‹. In der letzten Fassung des Planes heißt es dazu am 27. Februar 1944: »… der zusammengefaßte Einsatz aller fliegenden Verbände gerade in den ersten Stunden einer Landung kann entscheidend für den Ausgang des gesamten Unternehmens sein. In dieser Zeit kann der Luftwaffeneinsatz gar nicht massiert genug sein«. Man hatte also genau begriffen, wie wichtig ein Luftwaffeneinsatz zum Zeitpunkt der Invasion war.

[1] Thomas VOGEL (Hg.), *Aufstand des Gewissens,* Mittler, Hamburg 2001, S. 305.

[2] Gerhard BRACKE, *Die Einzelkämpfer der Kriegsmarine,* Motorbuch, Stuttgart 1981, S. 287.

[3] Werner BROSS, *Gespräche mit Göring,* Nürnberg 1946, S. 216.

Zur Verstärkung der schwachbrüstigen ›Luftflotte 3‹ in Frankreich war vorgesehen: Neuaufstellung von zwei Bomben- und zwei Jagdfliegergruppen, vier Jagd- und zwei Schlachtgeschwadern, Zuführung von anderen Fronten im Invasionsfall (Reichsgebiet, Ostfront Italien, Südostraum): vier Aufklärungsstaffeln, drei Bombengeschwader mit neun Gruppen, ein Schlachtgeschwader mit zwei Gruppen (Luftflotte 2), vier Jagdgeschwader mit 17 Jagdgruppen und zwei Nachtjagdgeschwader mit sieben Gruppen (Luftflotte Reich). Dies wäre eine gewaltige Streitmacht gewesen, die man den Westalliierten entgegenwerfen wollte.[1] Auch im Frühjahr 1944 hatte die Luftwaffe verschiedentlich bewiesen, daß mit ihr immer noch gerechnet werden mußte. Wenn diese Pläne verwirklicht worden wären, hätten sie eine Gefahr für das Gelingen der Normandieinvasion bedeutet.

[1] Olaf GROEHLER, *Geschichte des Luftkrieges,* Militärverlag der DDR, Ost-Berlin 1981, S. 421 f.

Tatsächlich besaß die ›Luftflotte 3‹ in Frankreich am 31. Mai 1944 aber nur 156 Jagd- und 73 Bombenflugzeuge! Der ›Normandieeffekt‹ sollte auch hier dafür sorgen, daß am Invasionstag kein einziges der versprochenen Verstärkungsflugzeuge über der Halbinsel Cotentin erschien.

Trotz drohender Landungsgefahr waren noch am 17. Mai Teile der »Luftflotte 3‹ nach Südfrankreich und in die Tschechoslowakei weg-verlegt worden.

Im entscheidenden Moment gestoppt: die Angriffe der Luftwaffe auf die Invasionshäfen

Im Frühjahr 1944 gab es im Zusammenhang mit der ›Operation Steinbock« immer wieder Einsätze einiger weniger deutscher Kampfflugzeuge gegen die britischen Einschiffungshäfen.

So griffen in der Nacht zum 26. April 1944193 deutsche Kampfflugzeuge in zwei Wellen Schiffsansammlungen vor Portsmouth an. Wegen des schlechten Wetters erzielten sie aber keine Erfolge. In der folgenden Nacht wurde dieser Angriff von 78 Kampfflugzeugen wiederholt, die Luftminen und schwere Bomben warfen. Und am 29. April 1944 griffen erneut 58 deutsche Flugzeuge Portsmouth an. In der Nacht zum 30. April wurden 101 deutsche Kampfflugzeuge ›zusammengekratzt‹, um den Hafen von Plymouth zu bombardieren. Dieses Mal gelang es, größere Schäden an den Hafenanlagen und Schiffen zu verursachen. Der Mai 1944 sah weitere deutsche Angriffe gegen Schiffszusammenziehungen in den südenglischen Häfen. Dabei gelang es, eine Reihe jener Schiffe, die an der Invasion beteiligt werden sollten, zu treffen. So starteten am 16. Mai 1944 106 Kampfflugzeuge

nach Portsmouth, einem der Haupthäfen der Invasionsstreitmacht. Portsmouth wurde erneut am 23. Mai 1944 mit 104 Flugzeugen angegriffen. Am 27. Mai wurden 66 Flugzeuge ›Weymouth‹ gestartet, während am 29. Mai 1944 der Hafen von Torquay von 65 Nachtbombern angegriffen wurde. In der Nacht zum 30. Mai nahmen 51 deutsche Bomber Kurs auf den Hafen Falmouth. Dies war der letzte deutsche Angriff auf einen Hafen der Invasionsstreitkräfte der Westalliierten.[1]

[1] Gerd SUDHOLT U. Franz KUROWSKI, *So war der Zweite Weltkrieg 1944*, Druffel, Berg 1994, S. 269 f.

In den letzten sechs Tagen vor der Invasion wurden aber keine deutschen Luftangriffe mehr geflogen, obgleich gerade sie die größte Chance zur Vernichtung von Schiffen und der eingeschifften Truppen geboten hätten. Es erstaunt aus heutiger Sicht, warum die Luftwaffe nicht alles, was sie noch zur Verfügung hatte, hier zum Einsatz brachte.

Kennwort ›Drohende Gefahr West‹: Die Luftwaffe kommt (nicht)

Am Tag der Invasion erwies sich die deutsche Luftwaffe als unfähig, irgendeinen entscheidenden Einfluß auf den Ablauf der Ereignisse zu nehmen. In den entscheidenden ersten 24 Stunden flogen die taktischen und strategischen Luftstreitkräfte der Anglo-Amerikaner 14674 Einsätze, wobei es die Deutschen nur auf 319 brachten. Das war nur etwas mehr als 2 Prozent der Einsätze des Gegners. Die Luftherrschaft der Alliierten war vollständig. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich sowohl beim Gegner als auch bei der eigenen Truppe die Frage erhob, wo die deutsche Luftwaffe bleibe. Im Frühsommer 1944 war die deutsche Luftwaffe zwar geschwächt, aber durchaus noch vorhanden und, wie die englischen und britischen Besatzungen von ihren Einflügen Ins Reichsgebiet her bestätigen konnten, ein immer noch ernst zu nehmender Gegner. Wo blieb sie jetzt?

Die United Press, London, berichtete am 6. Juni 1944: »Die Piloten der Jagdbomber, die am späten Morgen das Invasionsgebiet überflogen, melden, daß sie keinen Widerstand in der Luft angetroffen hätten; kein einziges deutsches Flugzeug habe sich blicken lassen.«

Die deutsche oberste Führung ging von richtigen Erkenntnissen aus, daß die Invasion sofort oder spätestens im Verlauf der ersten zehn Tage abgeschlagen werden müsse. War das nicht möglich, so müsse sie endgültig als gelungen betrachtet werden. Eine rechtzeitige Verlegung und ein sofortiges Eingreifen der deutschen Luftwaffe waren daher dringend geboten. Auf das Stichwort ›Drohende Gefahr West‹ hin sollten alle Verbände der Reichsverteidigung mit Ausnahme von zwei Geschwadern für Schlechtwettereinsatz und der Zerstörer, also insgesamt etwa 600 Flugzeuge, in das Operationsgebiet der Invasion geworfen werden. Man hatte befohlen, zu diesem Zweck 50 Prozent der Verbände auf Jagdbomber für Tiefangriffe zur Unterstützung

des Heeres vorbereitet zu halten. Notfalls sollten die Jäger jedoch zu 100 Prozent in den Erdkampf eingreifen. Nachtjäger sollten im Morgengrauen mit Bomben und Bordwaffen die Landungsflotte angreifen.

Schon Wochen vor Beginn der Landung war ein Überführungsstab eingesetzt worden, der alle Vorbereitungen zu treffen hatte. Zuführungsplätze waren für die einzelnen Verbände ausgewählt, vorbereitet und bevorratet worden. Doch bis zuletzt gab es Umdispositionen, die zu einem völligen Ausweichen auf schnell angelegte Befehlsflugplätze zwang. Außerdem war ein Teil der auf den Flugstützpunkten in Frankreich eingelagerten Ausrüstung bereits wieder ins Reich zurückverlagert worden – angeblich, weil man die Ausrüstung dort dringender benötigt hätte. Ein Grund ließ sich anscheinend immer ungestraft finden.

Nach Angaben von General Adolf GALLAND, damals Befehlshaber der deutschen Jagdwaffe, wurden in den Abendstunden des 5. Juni 1944 Angriffsvorbereitungen der alliierten Luftwaffen erkennbar. Es erfolgte jedoch keine Stichwortausgabe, sondern nach der Lagebeurteilung des Oberbefehlshabers West wurde die Hauptlandung für eine Ablenkung oder eine Nebenoperation gehalten.[1]

Schon während der Nacht war die Luftwaffe bis hinauf nach Norwegen alarmiert worden. Dort wurden sogar für den frühen Morgen des 6. Juni geplante Kurierflüge nach Paris »wegen der Invasion in Frankreich« abgesagt.[2] Den ganzen 6. Juni blieb man im Westen aber trotzdem bei der Verlegung von Reserven untätig – »Nerven behalten« war (wieder) das Motto der zuständigen Offiziere.

Viel Zeit wurde völlig unnötig verloren und die Stichwortausgabe hinausgezögert. Schließlich habe nach GALLAND die Luftwaffe in eigener Initiative gehandelt und löste die Verlegungen selbst aus. So begann die Überführung der Verbände der Reichsverteidigung und der Reserve erst am 7. und 8. Juni 1944. Bis zum 8. Juni 1944 besaß die Luftflotte 3 in Frankreich nur 80 einsatzbereite Jäger. Aber statt der etwa 600 Flugzeuge, die General GALLAND nach Westen abfliegen lassen wollte, verlegten nur 200 Jäger aus dem Reichsgebiet weg, denen am 20. Juni 100 weitere nachfolgten. Dem X. Fliegerkorps wurden 45 Torpedoflieger vom Typ Ju 88 und dem IX. Fliegerkorps 90 Bomber zusätzlich unterstellt.[3]

Die geplante Verlegung des größten Teils der Nachtjagd nach Frankreich kam gar nicht erst zustande, statt dessen wurden die Nachtjäger ständig und sinnlos zwischen Holland und dem Reichsgebiet hin- und herverlegt.[4]

[1] Adolf GALLAND, *Die Ersten und die Letzten, Jagdflieger im Zweiten Weltkrieg,* Schneekluth, München 1970, S. 300-304.

[2] Information Theo MÜNZ an den Verfasser.

[3] Matthew COOPER, *Die Luftwaffe 1933-1945,* Motorbuch, Stuttgart 1988, S. 349 ff.

[4] Gebhard ADERS, *Geschichte der deutschen Nachtjagd,* Motorbuch, Stuttgart 1977, S. 252 f.

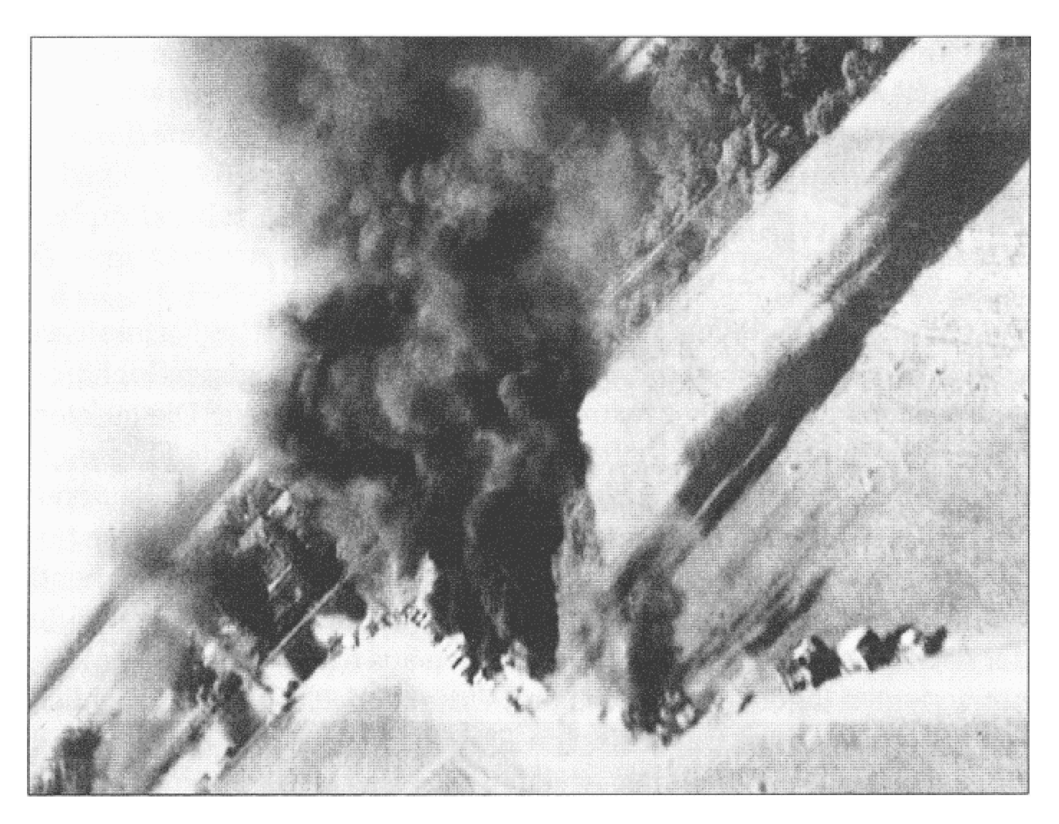
Die Umstände, unter denen die Verlegungen nach Westen erfolgten, waren im höchsten Grade ungewöhnlich. Trotz gründlicher Vorbereitungen forderten sie ungewöhnlich hohe Verluste aufgrund äußerster Eile und Nervosität. Die Zwischenlandeplätze waren überbelegt. Wiederholt mußten die Bestimmungsflugplätze der Verbände noch während des Fluges geändert werden, das heißt, da der vorgesehene Platz im letzten Augenblick etwa durch einen Luftangriff unbrauchbar gemacht war. Die Vorkommandos trafen selten mit dem Gros zusammen. Von jeder Gruppe blieben ohnehin stärkere Teile im Reich zurück. Auch dies war ursprünglich nicht vorgesehen. Die einzelnen Jagdgruppen wurden so vollkommen auseinandergerissen.

Die Führung im Reich wußte weder, wo die Verbände lagen, noch ob sie überhaupt angekommen waren, welche Stärke sie hatten und was ihnen fehlte. Fast die Hälfte der Geschwader geriet bereits bei der Verlegung in Luftkämpfe, hatte Verluste oder fand, zerstreut und oft ziellos geworden, ihre Bestimmungsplätze nicht.

Bei der Koordinierung der lange eingeübten Verlegung der Verbände der Reichsverteidigung nach Frankreich war das II. Jagdkorps unter General JUNCK ohne irgendwelche Übersicht und versagte völlig.

Auffallenderweise waren die deutschen Jagdkräfte mit dem Schwerpunkt nördlich und nordwestlich von Paris untergebracht worden, und nicht in der Nähe der Invasionsfront auf getarnten Feldflugplätzen, wie ursprünglich vorgesehen war.

Von den neuen Liegeplätzen aus konnte der Invasionskampfraum mit dem Aktionsradius der deutschen Jäger gerade noch erreicht werden, der Anmarsch mußte jedoch stets aus der Flanke erfolgen. Das erleichterte der alliierten Führung die Aufgabe, den deutschen Jäger-Unterbringungsraum offensiv zu überwachen und die deutschen Jagdverbände auf ihrem Anflug abzufangen. So fand die Masse der Luftkämpfe über diesem Gebiet weit vom Invasionsraum entfernt statt. Gelang es den Deutschen, überhaupt in den Luftraum über dem Landestreifen einzudringen, so nur in dessen östlichen Teil, während der westliche, amerikanische, von deutschen Jägereinflügen nahezu unbehelligt blieb. Cherbourg lag überhaupt außerhalb des deutschen Operationsradius. So waren die deutschen Flugzeuge gezwungen, etwa die gleiche Anflugstrecke zurückzulegen wie die in England liegenden Feindverbände. Auf der Gegenseite konnte jedoch schon am 8. Juni 1944 der erste angelegte Feldflugplatz von anglo-amerikanischen Jagdbombern in Benutzung genommen werden, und ab dem 19. Juni operierten sämtliche alliierten Jagdbomber bereits von Plätzen in der



Die alliierte Luftüberlegenheit war *ein* entscheidender Faktor für die Niederlage der Deutschen in der Normandie. Hier Jagdbomberangriff auf deutsche Nachschubkolonne. Aus: Janusz PIEKALKIEWICZ, *Invasion. Frankreich 1944,* Südwest, München 1979.

Normandie aus. Deutscherseits hätte der ideale Jägeraufmarsch südlich der Invasionsküste gelegen. Sie befand sich nach wie vor in deutscher Hand, dort konnten jedoch wegen ›Geländeschwierigkeiten‹ und wegen der ›restlosen Verschlagung der wenigen hier vorhandenen Plätze‹ angeblich keine Jäger untergebracht werden.

Reichlich viele Zufälligkeiten haben die Wirkung der deutschen Jagdabwehr im Juni/Juli 1944 eingeschränkt.

Trotz einer Unterlegenheit von bis zu 20:1 schlugen sich die deutschen Jagdflieger in der Invasionsschlacht mit dem Mut der Verzweiflung.

Bis Ende Juni gelang es, 998 einmotorige Jäger nach Frankreich zu verlegen. Bis dahin waren 230 deutsche Piloten getötet. 551 deutsche Jäger wurden abgeschossen, 65 am Boden zerstört und weitere 290 beschädigt. Aber trotz aller Schwierigkeiten gelang es den deutschen Jagdfliegern im selben Zeitraum, 526 alliierte Flugzeuge vom Himmel zu holen. Darunter waren 203 P 47. Besonders das zwischenzeitlich in den Invasionsraum zurückverlegte Jagdgeschwader 26 erwies sich als hartnäckiger Gegner. Mehreren Piloten gelangen Mehrfachabschüsse an einem Tag. So erzielte der Staffelkapitän der 8./JG 26, Leutnant Wilhelm HOFMANN, am 8. Juni 1944 in dem Gebiet von Caen Luftsiege über drei US-Jäger, und ›Addi‹ BLONZ, Staffelkapitän der 6./JG 26,

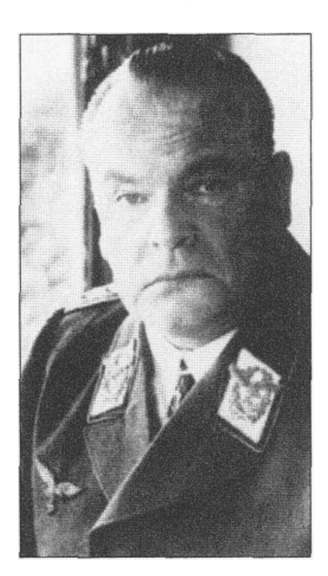
schoß zwei Tage später drei P 47 in zweieinhalb Minuten nördlich von Lisieux ab.[1] Was wäre geschehen, wenn ›man‹ das Jagdgeschwader 26 vor der Invasion nicht aus dem Kampfraum wegverlegt hätte?

[1] John WEAL, *Focke-Wulf FW 190 Aces of the Western Front,* Osprey Air-craft of the Aces No.9, Osprey 1998, S. 72 ff.

Warum wurden die Ausweichflugplätze im Landungsraum nicht ausgebaut?

Der General der Jagdflieger Adolf GALLAND beklagte sich bei Nachkriegsverhören bitter darüber, daß die Ausweich- und Verlegungsflughäfen im Invasionsraum völlig unzureichend ausgebaut waren.[2] Die meisten der neuen Feldflugplätze hätten grundsätzliche Dinge wie Flugzeugunterstellplätze, Tarnmöglichkeiten, Stabsquartiere, Kommunikationsausrüstungen, Strom- und entscheidende Nachschubgüter wie Benzin, Munition, Lebensmittel und Wasser nicht oder nur völlig unzureichend zur Verfügung gehabt. Dies führte dazu, daß nicht einmal die Hälfte der nach lange im voraus erstellten Plänen aus dem Reichsgebiet dorthin verlegten Jagdstaffeln überhaupt einsatzbereit wurde. Tatsächlich war ein Teil der auf französischen Flugplätzen für den Invasionsfall eingelagerten Ausrüstungen wieder ins Heimatgebiet zurückverlegt worden.

[2] Adolf GALLAND, *Die Ersten und die Letzten. Jagdflieger im Zweiten Weltkrieg,* Schneekluth, München 1953, S. 306.



Hugo SPERRLE (1885-1953).

Der Oberbefehlshaber der ›Luftflotte 3‹, Feldmarschall Hugo SPERRLE, begründete die Vernachlässigung dieser lebenswichtigen Aufgabe mit Personalmangel. Dies erscheint unverständlich, da das OKL (Oberkommando der Luftwaffe) schon Anfang 1944 bei der Aufstellung seiner Antiinvasionspläne die Bereitstellung geeigneter Feldflughäfen als integralen Teil seines Generalplans bezeichnet hatte. Die ›Luftflotte 3‹ hatte auch nicht auf die ihrer Meinung nach unmögliche Bereitstellung genügend ausgebauter Feldflughäfen für die aus der Reichsverteidigung nach Frankreich zu verlegenden Geschwader hingewiesen, sondern man ließ die nach Frankreich verlegenden Verbände geradezu in die Falle laufen.

General SPERRLEs Nachkriegsrechtfertigung kann, für sich allein betrachtet, nicht überzeugen: Zum Zeitpunkt der Invasion gab es in Frankreich 400 000 Mann Luftwaffenpersonal, um 891 Flugzeuge zu versorgen.[3]

[3] Donald CALDWELL, *The SC 26 WarDiary,* Bd. 2: 1943-1945, Grub Street 1998, S. 354.

General Adolf GALLAND war bis zum Fall von Paris selbst zweimal mehrere Tage lang bei den Luftwaffenverbänden im Westen. Seine Eindrücke waren erschütternd, denn zu den trostlosen äußeren Verhältnissen sei eine weitgehend innere Zerrüttung der deutschen Luftwaffeneinheiten im Westen gekommen. General GALLAND schreibt

dazu vielsagend, »daß diese Zerrüttung durch den ständigen Kampf gegen die massive alliierte Überlegenheit kam«, aber auch durch »all die anderen Belastungen, die der Krieg in diesem Stadium für jeden Deutschen mit sich brachte, machten diese Wochen zu der schwersten Zerreißprobe, der die Jagdwaffe je unterzogen wurde«. Leider führte General GALLAND diese Zerrüttungen und Belastungen nicht näher aus. Es sieht jedoch so aus, daß er im Jahre 1953 beim Erscheinen seines Buches *Die Ersten und die Letzten* nicht wagen konnte oder wollte, dies näher zu erläutern, dennoch aber für die Nachwelt Hinweise hinterlassen wollte.[1]

Fazit:

Bei der Invasion besaßen die Alliierten das Luft- und Wassermonopol. Weder Kriegsmarine noch Luftwaffe waren am 6. Juni zur Stelle. Auch in den entscheidenden Folgetagen reagierten beide Waffengattungen weit unter ihren Möglichkeiten, trotz gründlicher Vorbereitung auf den Landungsfall.

Auch wenn manches davon mit dem durch die vielen Kriegsjahre geschwächten Zustand zusammenhängen mag, können viel zu viele andere Fakten nicht mehr mit bloßen Zufällen erklärt werden.

Wehrmacht und SS fühlten sich von Luftwaffe und Marine im Stich gelassen, weil sie allein gegen die alliierte Luft-Land-Seemacht antreten mußten. Zu Unrecht, denn der Dolch des Verrats hatte Flügel und Schwimmflossen!

[1] Professor MESSERSCHMITTs Finanzsachverständiger, ein führender Bankier der Münchener Bank ›Wilhelm Seiler & Co‹ bestätigte dann die Existenz einer weitverzweigten Verschwörung im Reichsluftministerium. Bis Kriegsende konnte sie nicht geklärt werden (Siehe: Paulus VON OBBERGEN, »Invasion 1944«, in: *Die Grenzmark,* Heft 7-9/ 1962, S. 13). Bei dem Bankier dürfte es sich um den nach dem 20. Juli 1944 verhafteten ehemaligen Reichsbankdirektor Dr. Otto SCHNIEWIND gehandelt haben. Nach dem Krieg wurde er zuerst Chef der ›Kreditanstalt für Wiederaufbau‹ und später Vorsitzender des Aufsichtsrates bei der ›Commerzbank‹.

Wie der Selbstopfereinsatz gegen die Invasionsflotte verhindert wurde

Um ein Haar wäre es in der Normandie zum Einsatz deutscher Kamikazeflieger gekommen. In Anbetracht der eigenen materiellen Unterlegenheit hatten Teile des OKL geplant, mit Hilfe von Selbstopfer-Flugzeugen des Typs Focke-Wulf FW 190 F-8 alliierte Schlachtschiffe von der Beschießung der Stellungen des Atlantikwalls fernhalten zu können.

Zu diesem Zweck sollten sich mit 1400 kg-Panzersprengbomben beladene Flugzeuge im Sturzflug auf ausgewählte feindliche Großziele stürzen. Eine einzige PD-1400 konnte erwiesenermaßen ein Schlachtschiff ausschalten, und HITLER rechnete, daß die alliierte Flotte bei einem Verlust von 4 bis 5 Schlachtschiffen abziehen würde.[2] Dies wäre das Ende der Invasion gewesen.

[2] Vom geplanten Einsatz von Selbstopferpiloten hielt HITLER aber nichts.

Schon von Anfang an wurde dieser von der 5/KG 200 ›Leonidas‹-Staffel durchzuführende Selbstopfereinsatz von wesentlichen Teilen

der Luftwaffe erbittert bekämpft.[1] So wurde die Entwicklung der ursprünglich vorgesehenen Gleitbomben von hohen Offizieren der Luftwaffe hintertrieben. Man mußte deshalb auf die Notlösung mit der überschweren FW 190 zurückgreifen.

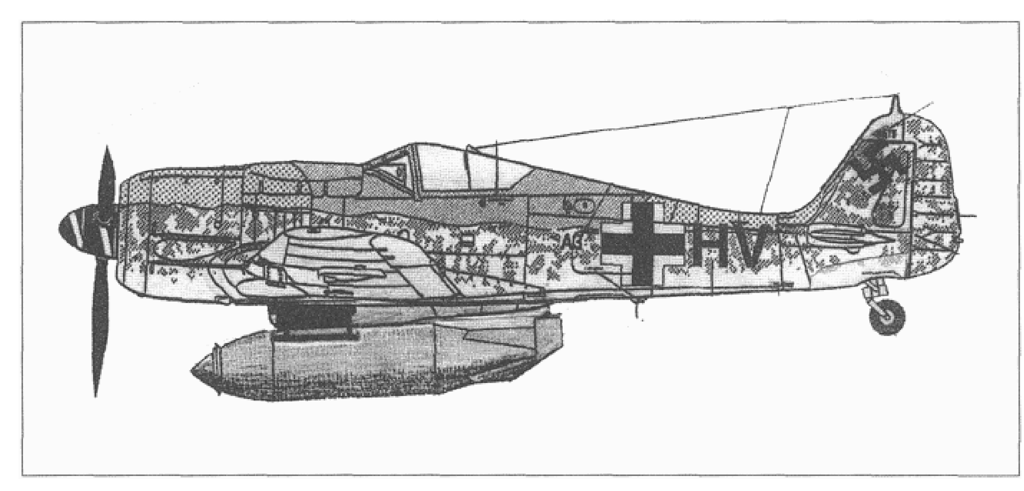
[1] Günther W. GELLERMANN, *Moskau ruft Heeresgruppe Mitte,* Bernard & Graefe, Bonn 1988, S. 42-56.

Ein Haupteinsatzproblem der Selbstopferpiloten war, daß fast alle Freiwilligen Segelflieger, aber keine Motorflieger waren. Als nach dem 6. Juni 1944 die Zeit drängte, wurde vorgeschlagen, statt der Segelflieger bereits ausgebildete Motorflieger zu verwenden. Diese hätten zahlreich zur Verfügung gestanden. Der Kommodore des KG 200, Oberst HEIGL, erteilte jedoch am 13. Juni 1944 den telefonischen Befehl aus Paris, trotzdem sofort mit der Ausbildung der Segelflieger zu beginnen. Damit war klar, daß mit einer Einsatzbereitschaft erst nach mehreren Wochen zu rechnen war. Dies spielte den Invasionstruppen in die Hände.

Am 15. Juni 1944, also neun Tage nach Beginn der Invasion, wurde beim Jagdgeschwader 103 mit der Ausbildung begonnen. In einer Notaktion wurde die Schnellschulung bis zum 21. Juni abgeschlossen.

Nun wurde jedoch vom Geschwader gefordert, daß die Selbstopfer-Männer zusätzlich im Sturzflug in verschiedenen Winkeln im Nachtflug und einer Art Instrumentenflug ausgebildet werden sollten.

Zu diesem Zeitpunkt mußten die Piloten aber bereits in Rechlin/Lärz mit Bombenabwurfübungen beginnen. Die Männer wurden dazu von Dedelsdorf nach Stolp geflogen. Dort befand sich aber ›zufällig‹ keine der zur Schulung notwendigen FW 190-Maschinen mehr, da sie vorher abgezogen worden waren. Die Flugschulung mußte daher auf für den Einsatz nicht vergleichbaren Schulmaschinen des Typs ›Arado‹ Ar 96 absolviert werden. Dies waren noch nicht alle ›Merkwürdigkeiten‹, denn als die Männer zwei Tage später in Rechlin eintrafen, stand für ihre Sturzflugübungen nur eine einzige FW 190 zur Verfügung.



Focke Wulf FW190F-8 Selbstopferflugzeug der ›Leonidas-Staffel‹ des KG 200 (Juni 1944) mit PD 1400-Panzersprengbombe.

Irgendjemand versuchte offensichtlich bewußt, die Ausbildung der Selbstopfer-Männer in die Länge zu ziehen oder zu verhindern.

Auch die Waffentechnik wies kaum erklärbare Unzulänglichkeiten auf. So hatte man ›vergessen‹, die Bomben mit einer Zündung zu versehen, die auch ohne vorheriges Ausklinken scharf gestellt werden konnte. Die Piloten mußten so extra den äußerst schwierigen Bombenzielwurf mit der Großbombe üben. Der ›Vorteil‹ einer gezielten bemannten Lenkung von Bombe und Flugzeug ins Ziel wurde so weitgehend ausgeschaltet, ohne daß das Risiko für den Selbstopfer-Piloten beim Einsatzflug entsprechend geringer geworden wäre.

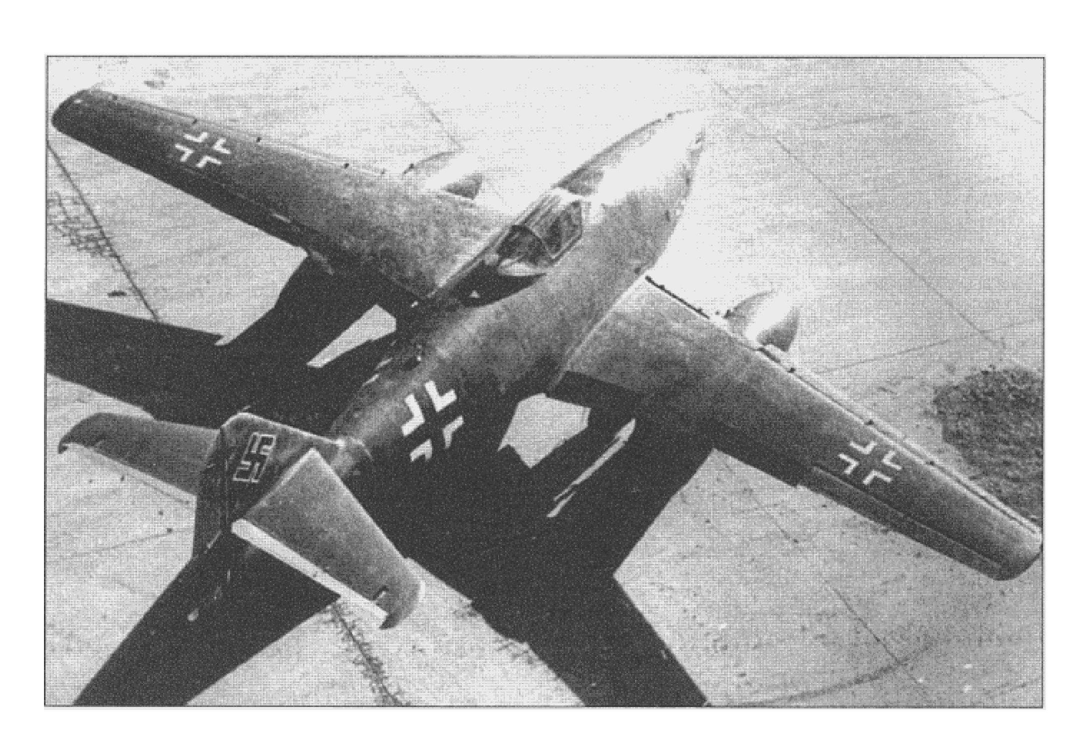
Bis zum 25. Juni waren dem KG 200 bereits 15 FW 190 F-8 nach Straßburg-Enzheim für den Selbstopfereinsatz überstellt worden. Am 28. Juni sollten die Flugzeuge auf ihren Einsatzhafen Creil (nördlich von Paris) verlegt werden. Seit dem 20. Juni waren bereits die notwendigen Panzerbomben dort unter der Aufsicht von Waffen-Inspektor PLATHOLT gelagert.

Es war jedoch nun völlig klar, daß die ungeschulten SO-Männer den geplanten Anti-Invasionseinsatz nicht mit Aussicht auf Erfolg hätten führen können. Es entstand deshalb ein erbitterter Streit zwischen der Geschwaderführung des KG 200 und den ursprünglichen Verfechtern des Selbstopfereinsatzes wie Oberleutnant LANGE und Hanna REITSCH. Zwischenzeitlich waren auch die ursprünglichen Einsatzmöglichkeiten verstrichen, denn Ende Juni 1944 war der Durchbruch durch die Stellungen des Atlantikwalls schon längst vollzogen, und die alliierten Schlachtschiffe hatten – sofern sie überhaupt noch an den Küsten verweilten – nicht mehr die schlachtentscheidende Bedeutung wie in den ersten Tagen der Invasion. Oberst HEIGL bestand aber nun geradezu darauf, die SO-Männer starten zu lassen.

Es war dann Hanna REITSCH, die den drohenden, sinnlosen Bombeneinsatz von SO-FW 190 durch die ungeschulten Flugzeugführer verhinderte. Sie berichtete die Sachlage an den Reichsführer SS Heinrich HIMMLER, der seinerzeit HITLER informierte. HITLER verbot nicht nur den Einsatz selbst, sondern auch jeden weiteren Bombentestflug mit den SO-Maschinen. Oberst HEIGL, der den SO-Einsatz zuerst verzögert und dann schlecht vorbereitet hatte, doch noch durchführen lassen wollte, wurde von HITLER deswegen »streng gerüffelt«.[1]

Als Folge dieser bis heute teilweise noch undurchsichtigen Schachzüge der Beteiligten wurden die Besatzungen der alliierten Schlachtschiffe und der deutschen Selbstopferflugzeuge aus Todesgefahr gerettet.

[1] Wie weiter unten dargelegt, war dies nicht die einzige Merkwürdigkeit im Verhalten von Oberst HEIGL. Später wurde er als Geschwaderkommandeur abgesetzt und im Oktober 1944 als Divisionschef von Fallschirmjägern an die Ostfront geschickt.



Kapitel 5

Wo blieben die versprochenen Wunderwaffen?

Die berühmte Me 262 verfügte über einen revolutionären Antrieb (das Luftstrahl-Triebwerk), Von seinem Einsatz, der allerdings aus unerklärlichen Gründen ausblieb, hatte sich HITLER viel versprochen.

1939 hatte HITLER den Deutschen die Schaffung von neuartigen kriegsentscheidenden Waffen angekündigt. Düsenjäger, Fernflugkörper, Raketen oder ›die Wunderwaffe‹ – alles wurde erhofft oder befürchtet, wenn die Antwort HITLERs auf den alliierten Großangriff gegen die ›Festung Europa‹ kommen würde.

Gesprengt und verschrottet. Was geschah mit den rund 4000 Lenkwaffen?

Die ›ferngelenkten Körper ‹, allgemein kurz ›FK‹ genannt, gehörten zu den bedeutendsten deutschen Erfindungen und Entwicklungen des letzten Krieges. Ab Frühjahr 1943 waren FX und HS 293 fronteinsatzbereit, doch der mögliche zeitgerechte Einsatz dieser neuen Waffen wurde durch einflußreiche Persönlichkeiten in der Luftwaffenführung zunächst verboten, da sie angeblich (!) aus Geheimhaltungsgründen von HITLER nicht freigegeben worden waren. Der mit der Vervollkommnung der Fernlenkwaffen beauftragte Oberst der Kampfflieger Werner BAUMBACH hatte immer wieder gegen »Unverstand und Kurzsichtigkeit« der zuständigen Personen in hohen Ämtern Sturm laufen müssen, nur um immer wieder Absagen und Rückschläge hinnehmen zu müssen.[1]

[1] Werner BAUMBACH, *Zu spät? Aufstieg und Untergang der deutschen Luftwaffe,* Motorbuch, Stuttgart [3]1977, S. 139-144

So war beispielsweise im Winter 1942 ein Teil der wertvollen FK-Erprobungsflugzeuge des Typs He 111 zur Luftversorgung der Festung Stalingrad abgezogen und dort verloren worden, und kaum, daß die Frontverwendungsfähigkeit der Waffen gegeben war, ›vergaß‹ jemand, den für ihre Produktion ausreichenden Fabrikraum zur Verfügung zu stellen.

Als dann im Sommer 1943 die ersten FK nach langer Verzögerung im Kampf doch noch verwendet wurden und fast sensationelle Erfolge unter schwierigsten Einsatzbedingungen erzielten, geschah das Unglaubliche: Hochstehende Luftwaffenangehörige unterließen die Weitermeldung der mit der neuen Lenkkörperwaffe erzielten Versenkungserfolge an die oberste Führung. So mußte Reichsmarschall GÖRING erst, als es schon viel zu spät war, von Oberst BAUMBACH mit einem Film extra davon überzeugt werden, daß das italienische Schlachtschiff ›Roma‹ mit FX versenkt worden war.

Vor der Normandieinvasion waren dennoch Tausende FK einsatzfähig, und mit einer Erfolgsquote von 40 Prozent Volltreffern im kriegsmäßigen Einsatz trotz völliger gegnerischer Luftüberlegenheit hätten sie eine große Gefahr für die allgegenwärtigen alliierten Schiffe dargestellt.

N. N. I. 96-1943

ISSUED BY THE INTELLIGENCE DIVISION
OFFICE OF CHIEF OF NAVAL OPERATIONS
NAVY DEPARTMENT

SC-1??

INTELLIGENCE REPORT

Serial B-23
(Start new series each year, i. e. 1-43, 2-43)

Monograph Index Guide No. ____
(To correspond with SUBJECT given below. See O. N. I. Index Guide. Make separate report for each main title.)

From COMNAVEU at LONDON Date 27 April, 1944.
(Ship, fleet, unit, district, office, station, or person)

Reference ____
(Directive, correspondence, previous related report, etc., if applicable)

Source British Official. Evaluation "A-1"
(As official, personal observation, publication, press, conversation with — identify when practicable, etc.)

Subject ATTACK AGAINST LAND TARGETS WITH RADIO-CONTROLLED MISSILES.
(Nation reported on) (Main title as per Index guide) (Subtitles) (Make separate report for each title)

BRIEF.—(Here enter careful summary of report, containing substance succinctly stated; include important facts, names, places, dates, etc.)

TOP SECRET

TOP SECRET

SUMMARY: According to a study by the Joint Intelligence Sub-Committee of the British War Cabinet, there is no great liklihood that the Germans will use radio-controlled missiles against inland targets in the United Kingdom.

DETAIL:

1. Aircraft equipped with the Hs. 293 and FX bombs have been developed by the Germans in the past essentially for use against shipping targets. Germans expecting invasion in the West are more likely to conserve this weapon, therefore, for use against the expedition's shipping and convoys and possibly, though less likely, against shipping targets in coastal waters or in harbors around the United Kingdom.

2. Aircraft using the above-mentioned bombs can operate only efficiently in daylight or brigh moonlight. Accordingly, their use against targets in territory protected by well-organized air defenses would be expensive. The enemy will be far more likely to continue to use radio-controlled missiles against harbor targets than against any installations inland. This conclusion, of course, excludes CROSSBOW in any form.

PREPARED BY: [signature]
DARRELL ST. CLAIRE, Lt.Cdr., USNR.

FORWARDED BY: [signature]
TULLY SHELLEY, Captain, U.S.N.,
Intelligence Officer. By direction.

Distribution By Originator: CTF 122

Routing space below for use in O. N. I.

US-Warnung vor dem Einsatz von Lenkwaffen gegen die Landungsflotte (Quelle Nara).